

Heft 243
April–Juni 1997



Fragen der Freiheit

Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn die Erde auch anzieht, mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnd zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen.

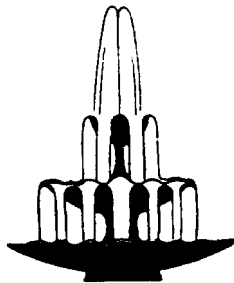
Goethe

FRAGEN DER FREIHEIT

– Beiträge zur freiheitlichen Ordnung von Kultur, Staat und Wirtschaft –

Folge 243

April–Juni 1997



seit 1957

Herausgegeben vom Seminar für freiheitliche Ordnung e. V.
Badstraße 35, D-73087 Bad Boll, Telefon (07164) 35 73

Inhaltsverzeichnis

	Seite
<i>Fritz Andres</i>	
Abschied von Dr. Lothar Vogel	5–7
<i>Lothar Vogel</i>	
Ideen aus dem Geiste einer freien Akademie	8–10
Eine Schule der Freiheit	11–14
Stirner am Ende des Jahrhunderts	15–16
Sozialanthropologie und Phänomenologie der Wirtschaft:	
die Arbeit	17–31
Erkenntnismethodische Betrachtung zur Morphologie	32–53
Der rhythmische Organismus	54–64

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Goethe

Diese Richtung ist gewiß,
Immer schreite, schreite!
Finsternis und Hindernis
Drängt mich nicht zur Seite.

Nun der Fluß die Pfade bricht,
Ich zum Nachen schreite,
Leite, liebes Himmelslicht!
Mich zur andern Seite.

Goethe

Dr. med. Lothar Vogel

geb. 19. 10. 1917

ist am 1. Juni 1997 aus einem tätig erfüllten Leben
heraus in die geistige Welt zurückgekehrt.

In Liebe und Dankbarkeit:

Die Kinder, Enkel und Urenkel, Gesima Vogel, geb. Schickler

Die Geschwister mit Familien und alle Angehörigen

Für das Seminar für freiheitliche Ordnung

Fritz Andres, Eckhard Behrens, Jobst von Heynitz, Herbert Spies



** 19. 10. 1917*

† 1. 6. 1997

Abschied von Dr. med. Lothar Vogel¹⁾

Liebe Familie Vogel, verehrte Trauerversammlung!

Wir haben heute mit Lothar Vogel den jüngsten der drei Brüder Vogel, die vor über 40 Jahren das Seminar für freiheitliche Ordnung gegründet haben, zu Grabe getragen.

Lothar Vogel war ein besonders vielseitig und tief veranlagter Mensch: die verschiedensten Gebiete wie Naturkunde, Medizin, Geschichte und die Künste erschlossen sich ihm scheinbar mühelos, und zugleich war sein Geist stets darauf gerichtet, die Einheit in dieser Vielheit zu suchen, vor allem auf den Wegen der Anthropologie und Philosophie.

Wie bei wenigen Menschen kreiste sein Denken und Sinnen stets um die zentralen Fragen nach dem Wesen des Menschen, seiner Bestimmung und Aufgabe auf dieser Welt und nach den sozialen und kulturellen Bedingungen, die er für eine freie Entfaltung seiner Anlagen und Intentionen braucht. Kaum ein Gespräch mit ihm, das sich nicht bald dem einen oder anderen Aspekt dieser Fragen zuwandte, kaum ein Gebiet des Wissens, das er nicht in ihrem Lichte gesehen und beleuchtet hat. So wurde ihm jedes einzelne Wissensgebiet zuletzt Teil einer Anthropologie, die er als die zentrale, auf alle anderen Gebiete ausstrahlende Wissenschaft verstand.

Seine beiden beruflichen Schwerpunkte: der des Lehrers und des Arztes, brachten ihn mit den heranwachsenden Menschen in ihren elementaren Daseinsverhältnissen und mit ihren sich dort ergebenden Problemstellungen in allernächste Verbindung. Dadurch wurde ihm tägliche Anschauung und Erfahrung, was ohnehin Gegenstand seines größten Interesses war: der Mensch als sich entwickelndes Wesen.

Geistiges war Lothar Vogel nichts Abstraktes, sondern Wirklichkeit, und zugleich waren ihm seine ideellen Ziele Herzensangelegenheiten. Es lag immer eine besondere Wärme in der Art, wie er seine Intentionen verfolgte, aber es gab auch die Verletzlichkeit dessen, der in seinem Tun zugleich eine höhere, dem Ganzen gegenüber bestehende Verpflichtung sieht.

Seine Begeisterung, sein Enthusiasmus waren ansteckend. Daran lag es wohl vor allem, daß er bei so vielen seiner Schüler – aus der Schule und aus anderen Zusammenhängen – ein nachhaltiges Interesse an dem, was ihm selbst ein Anliegen war, wecken und oft auch die Bereitschaft wachrufen konnte, bei der Verwirklichung seiner Vorhaben mitzuwirken. Vielen ist er so Lehrer, Vorbild und Freund in einem geworden.

Die Erlebnisse der Hitler-Diktatur, des Krieges und des Zusammenbruchs haben bei den drei Brüdern Vogel in besonders eindringlicher Weise die Fra-

¹⁾ Ansprache von F. Andres nach der Beerdigung von Dr. Lothar Vogel am 5. Juni 1997 in Stuttgart.

ge nach der Zukunft Deutschlands, ja der Menschheit, wachgerufen, und ihre Antwort war, nach einigen Vorläufern, die Gründung des Seminars für freiheitliche Ordnung mit der Zeitschrift »Fragen der Freiheit«. Über Jahrzehnte hinweg sollte dieses Seminar zu einem wesentlichen Bestandteil der Lebensbemühungen Lothar Vogels und seiner beiden Brüder werden. Dabei hat jeder in seiner Weise dem Seminar etwas von seiner Persönlichkeit eingeprägt, unverwechselbar, durch die Beiträge der anderen nicht zu ersetzen, und doch in einer bemerkenswerten inneren Einheit und Übereinstimmung mit ihnen, gewissermaßen aus einer gemeinsamen, zentralen Idee heraus. Auch wenn diese intensive Zusammenarbeit durch die Familienzugehörigkeit begünstigt wurde, ging sie doch über das unter Geschwistern zu Erwartende weit hinaus. Es war eine echte Bruderschaft auch im Geiste.

Der besondere Beitrag Lothar Vogels für die Entwicklung des Seminars lag in der Vergeistigung aller Gebiete der Sozialwissenschaften, in ihrer Sicht als Teil der Kultur, in ihrer Erhellung aus dem höchsten Licht, dem Bild des Menschen. Von ihm vor allem haben wir gelernt, daß die sozialen Probleme weder aus der Sachwelt mit ihren technokratischen Schein-Notwendigkeiten noch aus dogmatischen Begriffsbildungen heraus gelöst werden können, sondern daß der Schlüssel zu ihrer Beantwortung allein in der Natur des Menschen selbst zu finden ist.

Lothar Vogel verfolgte mit der Gründung des Seminars von Anfang an das Ziel einer freien Akademie, einer »Schule der Freiheit«. Er griff daher diesen Plan erneut auf, als das Seminar in Bad Boll ein Haus erwerben konnte, dessen Umbau und Ausgestaltung er sich mit großer Hingabe widmete. Ihm schwebte vor, in dem »Thritemius-Institut« genannten Anwesen eine universelle Bildungsstätte einzurichten. Nicht jede Saat ist dabei aufgegangen, nicht jede Hoffnung hat sich erfüllt. Unter dem Namen »Universitas« und »Kunst- und kulturanthropologisches Seminar« entwickelten sich Keime für eine solche Bildungsstätte, deren Weiterentwicklung hin zu einer kleinen, ganz auf die mitwirkenden Persönlichkeiten gestellten Hochschule erhofft war. Auch wenn es in dieser Beziehung bei Ansätzen blieb, so hatten die Bemühungen für die Beteiligten natürlich ihren Wert in sich.

Nach seinem Umzug nach Stuttgart hat sich Lothar Vogel verstärkt seinen Buch-Publikationen gewidmet: »Der dreigliedrige Mensch«, sein anthropologisches Hauptwerk, erfuhr eine 3. Auflage, die 4. ist in Vorbereitung; seine »Aesthetik« erforderte umfangreiche Vorarbeiten. Der Tod hat ihn, bei seinem Alter und Gesundheitszustand nicht völlig unerwartet, aber doch mitten aus diesen vielfältigen Arbeiten herausgerissen.

So nehmen wir heute von ihm Abschied, aber alle, die ihn geliebt und verehrt haben, werden seine leuchtende Persönlichkeit in ihren Gedanken lebendig erhalten.

Ideen aus dem Geiste einer freien Akademie

– Beitrag zur Konstitution eines zeitgemäßen freien Bildungswesens –
Stuttgart, den 9. Juni 1946*

Die Bemühungen, neue Bildungswege zu begehen, die geeignet sind, aus dem reinen Fachinteresse heraus zu einer organischen Universalität geistiger Anschauungen zu gelangen, sind zum Pfingstfest dieses Jahres in Stuttgart soweit herangereift, daß das bisher Erstrebte in diesem Brief einen ersten Niederschlag gefunden hat.

Der Gedanke zu diesem Brief geht ursprünglich auf Gespräche zurück, die zwischen befreundeten Wissenschaftlern und Künstlern geführt wurden. Das Ergebnis dieser Gespräche war die Erkenntnis der Notwendigkeit gemeinsamen »geistigen Handelns«. Das gleichzeitige Auftreten übereinstimmender Anschauungen über die heute zu beschreitenden Bildungswege spricht dafür, daß die Zeit ganz reale Forderungen an uns stellt.

Nicht in dem Streben nach bloßer Erweiterung des heutigen Wissenschaftsstandes sehen wir die dringende Aufgabe derjenigen, die sich für die Kontinuität des Geisteslebens verantwortlich fühlen, sondern in der Pflege einer Bildung, die – dem individuellen Streben und Bedürfnis Rechnung tragend – den Menschen in die Tiefe und Weite geistiger Wirklichkeit führt. Mit unserer Generation empfinden wir das dringende Bedürfnis nach einem Zusammenschluß der Erkenntnisgebiete zu einem den geistigen Menschen bildenden Organismus. Dieser Organismus erbaut sich durch die Entfaltung aller Seelentätigkeiten in ihrer Harmonie und gegenseitigen Durchdringung.

Es liegt im Wesen eines freien Geisteslebens, *institutionslos* zu sein. Die Welt der Ideen läßt sich nur in statu nascendi stets von neuem lebendig begreifen. Hochschularbeit zur Pflege eines freien Geisteslebens aus der Idee der Dreigliederung kann sich nur in der Gestalt einer institutionslosen Akademie entfalten.

Um den Kulturstrom aus der Vergangenheit weiterzuführen, ist es notwendig, die geistigen Impulse im gegenseitigen Austausch neu zu wecken und zu pflegen, damit sie nicht als Gegenstände bloßer Überlieferung nur konserviert werden.

* Frühe Konzeption für eine Freie Akademie (1946). Ideen zu einem Versuch für eine freie, staatsunabhängige Hochschularbeit. Die *Bildung eines Hochschulkollegiums* war in der Folge angelegt.

Tragfähig im sozialen Sinne wird ein geistiges Streben nur, *wenn sich ein Menschenkreis aller Bildungsgebiete zu gemeinsamer Arbeit vereinigt.*

Nur eine unpräventöse, institutionsfreie Akademie, gebildet durch das Zusammenwirken unabhängiger und selbständig arbeitender Menschen, ist Organ eines konsequent frei gestalteten Geisteslebens.

Der Duktus, der durch alle beitragenden Ideen und Arbeiten einer solchen Akademie erstrebt wird, führt zur Entfaltung der Idee des Menschen und strebt damit zugleich nach einer dieser Idee gemäßen sozialen Lebensordnung.

Die Lebensgebiete *Wissenschaft, Kunst und Religion* führten bisher ihr Eigenleben in gegenseitiger Einschränkung und wechselseitiger Behinderung. Jedes Gebiet war nur bemüht, die eigene Sphäre über die anderen Bereiche auszudehnen und zum alleinigen Repräsentanten der Gesellschaft zu werden.

Es ist das Bestreben der Akademie, durch die Wissenschaft die Kunst als »Offenbarerin geheimer Naturgesetze« verstehen zu lernen (Goethe), indem sie – das organisch-geistige Verfahren der Kunst aufhellend und harmonisierend mit den beiden anderen Gebieten verbindet – ihre Daseinszuordnung zu bestimmen sucht.

In den Lebenstätigkeiten, die von ethisch-religiösen Impulsen belebt sein sollen, strebt sie danach, die wahren Motive zu erbringen, die das reine »Tun« erst sinnvoll (moralisch) gestaltet.

In ihrem eigenen Bereiche strebt die Wissenschaft eine Einsicht in die allbelebende und alles bewegende Wirksamkeit der Ideen an.

In dieser Weise kann, was bisher chaotisch und regellos wirkte, in einer klaren Wechselbeziehung seine Tätigkeit entfalten. Jede dieser Lebenssphären repräsentiert nun das Ganze des geistigen Menschenwesens in gewandelter Gestalt in der Realisierung des vollmenschlichen Seins, seiner Dreigliederung.

Die Aufgabe der Akademie liegt in der Ausbildung einer so orientierten Wissenschaftslehre. Als ein Organ des Lebensgebietes »Wissenschaft« wird sie sich in ihrer Konstitution gemäß den Gesetzen des »freien Geisteslebens« im sozialen Organismus fruchtbar erweisen.

Im besonderen scheint die Betonung folgender Arbeitsgebiete durch die Zeit gefordert:

Geistwissenschaften:

Erfahrungen über die geistige Natur des Menschen in den Lebensgebieten Wissenschaft, Kunst und Religion.

Sozialwissenschaften:

Erfahrungen aus der Lebenssphäre des Menschen: Bildungswesen, Medizin, Rechtswesen, Wirtschaftswesen.

Naturwissenschaften:

Erfahrungen über die physische Natur des Seins: Zoologie, Botanik, Mineralogie und die dazu gehörigen abstrakten Disziplinen.¹⁾

Durch entschlossenes geistiges Handeln im Sinne eines so entfaltenen freien Geisteslebens wird der Zeit die dazu notwendige Unabhängigkeit und Freiheit abgefordert.

Die selbstlose Hingabe an geistige Tätigkeit kann zugleich eine Toleranz entwickeln, die die Grundlage einer sich selbst tragenden Kulturordnung der Zukunft im sozialen Organismus abgibt.

Der Brief richtet sich an die eingangs erwähnten Gesprächspartner und an Freunde, auf deren Interesse an einer derartigen Arbeit gerechnet werden kann.

Die Akademie wahrt ihren Charakter dadurch, daß die Beteiligten sich in einem Kollegium verbunden fühlen. Die Erweiterung des Kreises kann sich bei Heranreifen des Erstrebten aus dem Bedürfnis durch Kooption ergeben.

Die innerhalb dieses Kollegiums mitgeteilten Arbeiten dienen der gegenseitigen Förderung. Die Arbeiten selbst bleiben unbedingtes Eigentum dessen, der sie mitteilt, und dürfen nur mit seinem Einverständnis dem Rahmen dieser Mitteilungen entnommen werden.

Das wechselseitige Vertrauen gewährleistet so den Briefcharakter, der nur dann erfüllt ist, wenn jede Mitteilung entweder durch einen neuen Beitrag, eine Stellungnahme oder durch eine kurze Notiz bestätigt wird. In dieser lockeren Weise wird das Interesse an weiterer Teilnahme an dem Gedankenaustausch bekundet und bekräftigt.²⁾

Die Antwort auf die Frage, inwieweit die Akademie zu einer pädagogischen Wirksamkeit gelangt, liegt lediglich in den Möglichkeiten der Einzelnen, deren pädagogische Tätigkeit gefragt ist und dadurch realisiert werden kann. Solche privaten Initiativen sind zwar ideell von der Gemeinschaft der Akademie belebt, im übrigen aber von ihr unabhängig und nicht mit derselben gleichzusetzen, da sie bereits dem rechtlich-sozialen und wirtschaftlichen Sektor angehören und durch dessen Verfassung notwendigerweise beschränkt werden.

Wir alle wünschen, daß dieses erstrebte Modell einer unabhängigen Körperschaft sich einmal allgemeiner verwirklichte und daß in gleicher Weise sich so aus einem Keim eine lebendige Sozietät im Sinne der Dreigliederung bildete.

Heinz-Hartmut Vogel – Lothar Vogel

¹⁾ Die Art dieser Gliederung bedarf der genaueren Begründung und Durchführung im Sinne einer der geistigen Natur des Menschen entsprechenden Wissenschaftslehre.

²⁾ Durch den brieflichen Austausch sollen auch Anfragen, Hinweise, Literaturangaben, Korrekturen u. ä. mitgeteilt und vermittelt werden.

Eine Schule der Freiheit

Schlußansprache von Lothar Vogel auf der 21. Tagung des Seminars für
freiheitliche Ordnung im August 1967 in Herrsching/Ammersee

Verehrte liebe Seminarteilnehmer! Gestatten Sie mir zum Abschluß einige wenige Sätze, die auf den Geist des Seminars hinweisen sollen. Die 21. Tagung, mit allen vorausgegangenen Tagungen im Zusammenhang gesehen, stellt gewissermaßen eine *Schule der Freiheit* dar, in welcher *Fragen der Freiheit* gestellt werden. Dies bedeutet nicht, daß absolute Antworten gegeben werden sollen, sondern die ewige Fruchtbarkeit des Fragens und Forschens überhaupt. Sie bedeuten auch nicht, daß pluralistische Antworten gegeben werden. Sie bewirken vielmehr einen Wahrheitsprozeß, der sich auch durch diese Tagung hindurchgezogen hat. Nicht nur, daß von Wahrheit gesprochen wurde auf den verschiedensten Gebieten, sondern daß versucht wurde, die Wahrheit im Bereich der Kultur, des Rechtes und der Wirtschaft zu ihrer Gesamtverbindlichkeit der Menschen untereinander darzustellen. Und wenn wir so die Frage, das Frage-Element einer gemeinsamen Schule auffassen, dann dürfen wir unmittelbar sagen, daß irgendwo in der *Fragefunktion* eine geistige *Antwortfunktion* schlummert und langsam aufgeweckt wird. Wir sehen die Bedeutung der verschiedensten Aufgabenbereiche, die wir uns als Seminar gestellt haben, und da fällt es uns auf, daß die drei Bereiche des sozialen Lebens, Kultur, Staat und Wirtschaft, in ihrer inneren Interdependenz gewissermaßen schon eine Antwort enthalten. Nämlich die Antwort: Organismus. Denn wer das Kulturleben nicht versteht, versteht die Wirtschaft nicht, wer die Wirtschaft nicht versteht, versteht das Kulturleben nicht, und das Recht muß in sich selber zusammensinken. Und von diesem Leitbilde aus sehen wir die Sozietät unseres Seminars an. Die Sozietät dieses Seminars kennt keine Lebensalter, kennt nicht den Unterschied von Jung und Alt, obwohl sie natürlich da sind. Grundsätzlich geht diese Unterscheidung der Generation auf in der Wahrheitsfindung. Dieses Seminar kennt keine vorgegebenen Weltanschauungen. Das Seminar ist vielleicht heute – das möchte ich ganz ohne Anmaßung einmal hier aussprechen – die offenste Gemeinschaft. Jedenfalls möchten wir das alle anstreben.

Es gibt ein Bild aus unserer Sozialvergangenheit, fast im Mythischen, das ist das Bild der Tafelrunde, der vollkommenen, unmittelbaren geistigen Verbrüderung. Und jene Artus'sche Tafelrunde, die ich hier meine, eine große vorbildliche Rechtsgemeinschaft der keltogermanischen Frühzeit, zeichnet sich ja dadurch aus, daß alle Beteiligten unbedingte Gemeinschaft miteinander hatten, woher sie auch kamen. Es wurde nicht gefragt nach Unter-

schieden, es war lediglich die Voraussetzung, daß jeder Einzelne bereit war, das Abenteuer des Menschlichen, das Abenteuer des Rechtlichen, das Abenteuer des Geistigen zu bestehen. Es ist sehr interessant, daß geschildert wird bei den alten Überlieferungen, daß diejenigen, die zur Tafelrunde zusammenkamen, eine Entdeckung machten, daß sie in den spontanen Ruf ausbrachen: »So gut haben wir noch nie gespeist, so schön waren wir noch nie zusammen, wir wollen ewig beieinanderbleiben.« Aber dieses Zusammensein hatte auch eine Gefahr. Es gab bei der Tafelrunde den gefährlichen Stuhl – und diesen gefährlichen Stuhl gibt es bei uns auch. Sie können die Frage stellen: *Wer* in einer Tafelrunde darf den gefährlichen Stuhl einnehmen? – Ein dreister Ritter unternahm es, und vor den erstaunten Augen aller Übrigen versank er dreitausend Klafter unter den Erdboden, und die Stelle, wo er verschwand, schloß sich wieder. Der Stuhl aber stand unberührt an seiner Stelle. Dieses Bild hat den Inhalt der Geistesverbindlichkeit, der Wahrheit nach Oben. Man versinkt zwar nach unten, aber die Geistverbindlichkeit der Würde des Menschen, die man vielleicht einmal gewinnt, daß man dereinst berechtigt wird, den gefährlichen Stuhl einzunehmen, das ist eine Geistverbindlichkeit nach oben, eine Geistverbindlichkeit einer zukünftigen Wahrheitsfindung. Und so betrachten wir dieses Seminar, so sehr wir in die Diktion des Begrifflichen hineingehen, doch als ein großes Bild der Interdependenz der Ordnungsbereiche, der Würde, der Verbindlichkeit für die Gegenwart in ihrer Verwirklichung. Und darin entsteht, verzeihen Sie den Ausdruck, eine Art Bruderschaftlichkeit ohne Zwang, ohne äußerliche Verkettung, ohne eine Nötigung und ohne eine moralische Rechtfertigung. Aus dieser Verbindlichkeit bilden wir also die *Schule der Freiheit* als ein evolutionäres Prinzip.

Goethe hat einmal in einem allerletzten Brief, drei Tage vor seinem Tode, an seinen Freund Wilhelm v. Humboldt die Worte geschrieben: »Die Tiere werden von ihren Organen belehrt. Der Mensch ebenfalls, nur mit dem Unterschied, daß der Mensch seine Organe wieder belehrt.« Fassen wir die soziale Wirklichkeit als die Organe des Menschen auf, welche wir in der Schule der Freiheit wiederbelehren. Wir haben diese Organe, und wir wollen sie nicht als tierische Spezialitäten ansehen, als tierische Überformungen, als gewordene Natur, als fixierte Form, die uns dann wie ein Krebspanzer zu enge werden könnte, sondern belehren wir fleißig unsere Organe! Und wir suchen nach dem Bild, nach dem Lehrbild. Das kann uns die äußere Wirklichkeit nicht bieten. Das Lehrbild, das kann nur eine ideelle Wirklichkeit sein. Und ich möchte dieses ideelle Wirkliche als *Naturrechtsprinzip* deklarieren. Das naturrechtliche Verfahren, das aus der Instinktwirklichkeit genommen wurde, ist in Zerfall begriffen. Denken Sie die grandiose naturrechtliche Demokratie der Schweiz, in der noch Wirklichkeit des Volkstums lebt. Und

trotzdem erleben wir gerade das Auseinanderbrechen dieser naturgegebenen, vererbten Eidgenossenschaft. Hinter ihr stehen ja die Kulturimpulse unserer ganzen Kulturrepoche. Aber das braucht uns jetzt nicht zu bekümmern und traurig zu stimmen, daß einmal naturrechtlich Durchlebtes in Zerfall gerät, denn wir haben ein neues Naturrecht. Siehe, es ist alles neu geworden für denjenigen, der erfaßt, daß wir das Naturrecht hereinholen als ein neues Geistrecht, als ein neues Menschenbildrecht, das die Instinktwirklichkeit durch ein Selbstverständnis des Menschen ergänzt und ersetzt.

Und wir erinnern uns zum Abschluß an diese Rätselworte Goethes in seinem »Märchen«, welches nichts anderes darstellt, als eine Art in der Stimmung der Apokalypse gehaltene Exposition des Menschseins. Wir sehen in dem unterirdischen Tempel die drei Könige, und diese drei Könige erscheinen uns in dem, was sie sind durch das, was sie aussprechen. Da sagt in der ersten Tempelszene (und achten Sie auf die Reihenfolge) der *goldene* König: »Warum kommst Du, da wir Licht haben?« zu dem Alten mit der Lampe. Und das führt zu der Antwort des Alten mit der Lampe: »Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf.« Und nun fragt der *silberne* König: »Endigt sich mein Reich?« – »Spät oder nie.« (Wir sehen auf eine zweite Sphäre des Menschseins.) Mit starker Stimme fängt der *eherne* König an zu fragen: »Wann werde ich aufstehen?« – »Bald« versetzte der Alte. »Mit wem soll ich mich verbinden?« – Mit deinen älteren Brüdern« – sagt der Alte. »Was wird aus dem Jüngsten werden?« fragt der eherne König. »Er wird sich setzen« sagt der Alte. »Ich bin nicht müde!« ruft der *vierte* König mit einer rauhen, stotternden Stimme. Und wir erfahren also, daß es einen vierten König gibt, der die klare Ordnung der Kräfte *in sich vermischt*, – disharmonisch, man könnte sagen, disorganisch behauptet. Und ich brauche nicht zu deuten, welche Kräfte des Seins es sind, die hier angesprochen werden. Und nun beobachten wir in der letzten Tempelszene, wie der Jüngling, welcher nach der schönen Lilie gesucht hat, aus einem Schlaf- und Traumzustand erst erwacht in dem Augenblick, wo er an den drei Königen vorbeigeführt wird. Nun erscheint die umgekehrte Reihenfolge der Fragen (bei denen es erst der goldene König war, dann der silberne, zuletzt der eherne) – nun geht der Weg, den der Jüngling an den Königen vorbei zu seiner neuen, erweckenden Inthronisation geführt wird, *zuerst* zum *ehernen* König. Und dieser spricht zu ihm: »Das Schwert an der Linken, die Rechte frei!« Er gelangt nun zum dem *silbernen*, der sein Zepter gegen den Jüngling neigt. Dieser ergreift es mit der linken Hand, und der König sagt: »Weide die Schafe.« Der *goldene* König drückt darauf mit väterlich segnender Gebärde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt und spricht: »Erkenne das Höchste.« Und jetzt erst, wo der Mensch inthronisiert ist in seine eigenen Wesenskräfte, kann er sich mit seiner inneren menschlichen Idealität verbinden und Lilie begegnen, jener Geisteswesen-

heit der menschlichen Natur. Und der Jüngling tut das mit den Worten: »Liebe Lilie! Was kann der Mensch, ausgestattet mit allem, sich Köstlicheres wünschen, als die Unschuld und die stille Neigung, die mir Dein Busen entgegenbringt?« Und er sagt zu dem Alten, indem er die drei heiligen Bildsäulen ansieht: »Herrlich und sicher ist das Reich unserer Väter. Aber du hast die vierte Kraft vergessen, die noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht, die Kraft der Liebe!« – Wenn ein solches Wort ertönt, empfinden wir, daß unsere moderne Menschheit in einer furchtbaren Kulturkrise lebt, denn wir dürfen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht mehr von Liebe sprechen. Ob wir es dereinst vom soziologischen Standpunkt aus durch die Verwirklichung einer organischen Sozialordnung wieder können, das ist *die Frage der Fragen* unserer Freiheitsschule, *die Frage der Freiheit*. Und ich möchte zum Abschluß ein zweites Geheimnis, das Goethe ausgesprochen hat, vor Sie hinstellen, ein Geheimnis, das uns an die großen Probleme heranführt. Zuvor aber noch einen einzigen Hinweis auf die Wirklichkeit. Ferdinand Lasalle hat in seiner Einleitung zur Darstellung über Franz von Sickingen gesagt: »In der Zeit um 1517–1530 entstand aus unserem Volkstum die Dreiheit der Sozialproblematik. Die Ritterschaft suchte nach dem Recht im Reiche. Die Bauernschaft suchte, im Verein mit den freien Reichsstädten, nach einer Wirtschaftsordnung. (Denken Sie, daß das Bauernparlament in Heilbronn bereits damals die Zollfreiheit über ganz Mitteleuropa forderte.) Und Martin Luther suchte nach der Gewissensfreiheit.« Und Lasalle fährt weiter fort: »Unser Volkstum war nicht in der Lage, zu verstehen, daß diese drei Forderungen eine Einheit sind.«

Wir treten zurück von aller Problematik, indem wir uns verabschieden unter dem Zeichen einer großen Weltgesetzlichkeit, die Goethe mit diesen Worten ausspricht:

Der Vater ewig in Ruhe verbleibt,
Er hat der Welt sich einverleibt.

Der Sohn hat Großes unternommen,
Die Welt zu erlösen ist er gekommen;
Hat gut gelehrt und viel ertragen,
Wunder noch heut in unsern Tagen.

Nun aber kommt der Heilige Geist,
Er wirkt am Pfingsten allermeist.

Woher er kommt, wohin er weht,
Das hat noch niemand ausgespäht.
Sie geben ihm nur eine kurze Frist,
Da er doch Erst- und Letzter ist.

Deswegen wir treulich, unverstohlen
Das alte Credo wiederholen:
Anbetend sind wir alle bereit
Die ewige Dreifaltigkeit.

Stirner am Ende des Jahrhunderts¹⁾

Es ist dem Menschen unseres Jahrhunderts nicht gegönnt, für sich selbst zu stehen. Er hat sein Erstgeburtsrecht für das Linsengericht der Zivilisation hergegeben.

Schicksal wird gegen Sicherheit vertauscht, die schöpferische Entwicklung der Persönlichkeit in der freien Arbeit wird in kollektive Organisation umgewandelt. So wird die Sozialordnung aus der Sachwelt – für den Menschen – ohne den Menschen gelöst und die *Soziale Frage* verstummt.

Die »Soziale Bewegung« hat sich in den »Einzelnen« zurückgezogen, sie spricht sich nicht mehr aus in der Öffentlichkeit, in der sie immer beunruhigend und störend wirkte, in der sie verfermt war.

Der um sich greifende Prozeß der *Beruhigung der Masse* richtet sich gegen die »Einzelnen«, aus denen die Menschheit in Wahrheit besteht.

Gegenüber der künstlich geschaffenen Masse durchdringt und teilt die Einzelpersönlichkeit nicht den Seelennebel und die Taubheit, welche sich mehr und mehr in der Zeitgenossenschaft ausbreiten, nachdem sie sich den Verlockungen und Drohungen objektiver Gewalten unterwarf. Aber im Einzelmenschen muß die soziale Bewegung bewahrt bleiben, da die Schicksalsverantwortung nicht in der Gesellschaft lebt.

So wie sich der lebende Saft des Baumes im Winter zurückzieht, so steht heute die Organisation der Sozietät kahl und entblättert da, und niemand kann sagen, wann der Frühling kommt. Nur Samen, die unter die Erde sinken, bleiben dem geistesgegenwärtigen Bewußtsein als Trost – aber als geringer Trost, solange sich das Wesen vor dem Unwesen verbergen muß.

Die Persönlichkeit, die Goethe als das höchste Glück der Erdenkinder gepriesen hat, paßt nicht in die heutige Gesellschaftspraxis. Schon im Kinde erstickt die Staatsschule durch Zensuren und Prüfungszwang die Seelenkeime und veranlagt beschränkten Opportunismus.

Die Persönlichkeit dringt nicht mehr durch, – wird nicht vernommen, weil die Gesellschaft nicht mehr Trägerin der Persönlichkeit ist und auch nicht mehr sein kann.

Was man früher Persönlichkeit nannte, von persona, dem Schauspieler, der sich durch die Maske vernehmen läßt (personare), braucht heute einen neuen Namen, der eine neue Funktion kennzeichnet, eine Funktion, die sich nicht mehr auf öffentliches Wirken bezieht. Denn die Sprache des Unabhängigen, Freien und Wahrhaftigen personiert nicht durch den Dunst der Seelen, die sich dem Zwang der Verhältnisse hingeeben haben und täglich neu unterwerfen.

¹⁾ Vorwort von Lothar Vogel zur Neuauflage von »Das unwahre Prinzip unserer Erziehung« von Max Stirner, zu dessen 100. Todesjahr 1956.

Darum ist auf der anderen Seite mehr als Persönlichkeit notwendig, ein neues Wort für eine Stufe des Menschseins. – Der Prediger in der Wüste spricht sein Wort nicht mehr aus, er hält es im Herzen verborgen als Samen einer kommenden Zeit. – Schweigend begegnen sich Schweigende und geben sich unsichtbare Zeichen. Das »Metanoite« vollzieht sich im innersten Ich.

Die soziale Bewegung, die den Menschen in der Gesellschaft zu verwirklichen strebt, ist in den tiefsten Stand der Samenlegung eingetreten. Tausendfältige Blütenzeit, die zu falschen Erwartungen verführte, ist längst verwelkt und verweht, und jede weitere unzeitgemäße Knospe ist zur Unfruchtbarkeit verdammt. Dagegen fehlt es nicht an Samenkörnern, Lebensfrüchten derer, die in ihrer Zeit zu sterben wußten und nun der Auferweckung harren.

Hier gedenken wir heute Stirners, seines Schicksals und seiner Gedanken-
saat, die künftig in Menschenseelen aufgehen möge.

Rückläufige Mächte unterwerfen die Gesellschaft ihren Gruppeninteressen. Die Individualität ist es aber allein, die die Menschheit in die Zukunft führt, der individuelle Mensch ist der Träger der freien Gesellschaft.

Aber gerade diese Erkenntnis steht im absoluten Widerspruch zu den Erscheinungen der Epoche in der 2. Hälfte unseres Jahrhunderts. Fortschreitende und rückläufige Bewegungen unserer Sozietät spielen ihr dauerndes Hin- und Herziehen in der Sphäre der Kompromisse, in der Erwärmung und Abkühlung der Gefühle und Leidenschaften, in zwiespältigem Bewußtsein, das die Zukunft nicht erhellt. Und während die Halbfortschrittlich-Halbrückschrittlichen sich gegenseitig die Ehre relativer gegenseitiger Anerkennung erweisen und in gemeinsamer Inquisition die Freiheit morden – vollzieht sich vor unseren Augen die Geburt des Ungeheuers, das mit objektiver Gewalt, völlig außermenschlich organisiert, die Substanz der Menschheit in seinen zwingenden Dienst nimmt und zu einem Phantom umschafft, das ihm selber gleicht.

Eine Gesellschaft, die sich nicht in sich dazu aufschwingt, das »Menschliche« als Anfang und Ende allen gesellschaftlichen Seins zu pflegen und gelten zu lassen, verfällt dem Mammon, dem Gesetzesteufel und dem Tod in der Technik. Aber Leben und Wesen der Gemeinschaft ist einzig der Mensch, der »Einzige«, der sich in seinem Kern, in seinem frei beweglichen Ich erfaßt hat.

Darum erscheint die Rüstung gegen die Menschheitsgefahr am Ende unseres Jahrhunderts in der Individualität und ihrer inneren Steigerung und Pflege zu ruhen. Es bedarf »neuer Ohren für neue Musik«, neuer Organe des Menschentums. Ergreifen wir diese Rüstung energisch und legen wir sie nicht wieder ab. Stirner ist am Ende unseres Jahrhunderts hierin ein Lehrer für diejenigen, die den Beruf, Mensch zu sein, gewählt haben.

Sozialanthropologie und Phänomenologie der Wirtschaft *)

1. Die Arbeit

Anthropologie der Arbeit

»Ich habe das höchste und beste aller Güter,
die Arbeit, lieb gewonnen.«

Willemer an Goethe

Wenn wir die Frage nach dem Wesen der menschlichen Gesellschaft stellen, gibt es nur einen Schlüssel: den Menschen selbst in seiner leiblichen, seelischen und geistigen Existenz. Für die gesamte Leiblichkeit bedeutet jedes einzelne Organ so viel, wie es in sich selbst an eigenem Leben entfaltet. Der menschliche Organismus mit seinen Harmonien und selbst-regulatorischen Kräften beschränkt sich aber nicht auf das Leibesleben und seine inneren Tätigkeiten. Die seelischen und geistigen Funktionen, die den Organismus gestalten haben, wenden sich tätig nach außen und erschaffen im sozialen Organismus ein Bild ihrer eigenen Kräfte und inneren Ordnungen.

In dem Augenblick, in dem wir seelische und geistige Vorgänge in ihrer Einheit mit der organischen Existenz einerseits und in ihrem Zusammenhang mit der Umwelt andererseits erkennen, wird uns das Leben der Gesellschaft mehr als nur Bevölkerungsmechanik und Sozialtechnik. Es wird zum sozialen Organismus, Soziologie wird zu Sozialanthropologie.

In der seelisch-geistigen Kraft, die über die bloße Physis hinausreicht, haben wir die Brücke vor uns, die von Mensch zu Mensch hinüberführt und die Gesellschaft über alles bloß zufällige Nebeneinander zur Gemeinschaft erhebt. Ja, wir haben in ihr letztlich die Verbindungs- und Zirkulationskräfte, das kommunikative Element, das die Menschheit zu einem großen Organismus macht.

Wer den sozialen Organismus darstellen will, ist genötigt, diejenige Grundfunktion des sozialen Lebens zu suchen, die das Gesamtgeschehen zu einem Organismus zu gestalten vermag. Diese Grundfunktion erkennen wir im reinen, ungehemmten menschlichen Tätigsein, in der Arbeit.

*) Aus Teil I des Buches »Die Verwirklichung des Menschen im sozialen Organismus« von Dr. Lothar Vogel.

Alle Errungenschaften des sozialen Lebens, im wirtschaftlichen wie im kulturellen Bereich, sind Ergebnisse der Arbeit, und eine soziale Problematik erscheint eigentlich nur, wenn die Arbeit in ihrer Fruchtbarkeit fehlgeleitet oder gehemmt wird.

Bisher hat man die Erscheinungen des sozialen Geschehens immer mehr oder weniger aus Akzidentien menschlicher Lebensumstände heraus zu verstehen gesucht, wie sie sich aus geographischen, geschichtlich-politischen oder technisch-organisatorischen Möglichkeiten herleiten lassen. Aus den daraus entspringenden mannigfaltigen Richtungen entstammen die zahlreichen, vielfach einander feindlichen politisch-sozialen Bewegungen und Schulen, wie wir sie in den konservativen, historisch orientierten, in liberalen, wissenschaftlich und wirtschaftlich fortschrittlichen und in sozialistisch-kollektivistischen Gruppen und Parteien finden.

Noch aber hat man es nicht unternommen, das soziale Ganze unmittelbar aus der Totalität der menschlichen Natur heraus zu verstehen und seine Funktionen, Beziehungen und Faktoren aus den zentral menschlichen Gegebenheiten zu entwickeln, denen doch die soziale Organisation dienstbar sein soll.

Gerade die Arbeit als soziale Kraft, so allgemein wir zunächst ihren Begriff zu fassen haben, ist geeignet, uns in eine anthropologische Sozialanschauung, in eine funktionelle Betrachtung der sozialen Kräfte einzuführen. Wie eng dagegen die Bedeutung der Arbeit bisher gefaßt wurde, zeigt am deutlichsten ihre Einstufung im bloß wirtschaftlichen Bereich, welche bis heute die schwerste Fehlorientierung der sozialen Lebensgestaltung zur Folge hat. Es ist das große Unglück unserer Sozialverfassung, daß die Arbeit immer noch unter die Produktionsfaktoren gerechnet wird, wodurch der wirtschaftende Mensch in die technisch-ökonomischen Manipulationen gerät.¹⁾ Er wird zum bloßen Wirtschaftsobjekt herabgewürdigt.

Abraham Lincoln erklärte 1861 in einer Botschaft: »Es gibt aber . . . noch einen anderen weniger bekannten Punkt: den Versuch, das Kapital auf dieselbe Stufe, wenn nicht höher zu stellen als die Arbeit. Die Arbeit, sagt man, könne nur in Verbindung mit dem Kapital existieren, niemand könne arbeiten, wenn nicht ein Kapitalist ihn zur Arbeit veranlaßt. Dann fragt man weiter, ob es besser sei, daß das Kapital Arbeiter mietet und sie freiwillig arbeiten läßt, oder daß es sie kauft und zur Arbeit zwingt. So schließt man, alle Arbeiter sind entweder gemietet oder Sklaven, und weiter, wer einmal ein Gemieteter ist, muß es sein Leben lang bleiben.

Dieses Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit gibt es nicht, noch auch einen freien Mann, der lebenslänglich gezwungen wäre, Tagelöhner zu bleiben. Beide Hypothesen und alle Schlüsse daraus sind falsch. Erst kommt die Arbeit, das Kapital ist nur ihre Frucht und könnte ohne sie nicht existieren.

Die Arbeit ist dem Kapital überlegen . . . Keiner von uns ist vertrauenswürdiger, als der sich von der Arbeit empor entwickelt hat; niemand ist weniger als er geneigt, etwas zu nehmen oder anzurühren, was er nicht ehrlich verdient hätte . . . Da die Arbeit eine gemeinsame Last unserer Rasse ist, so ist der Versuch, diese Last auf die Schultern des Andern zu schieben, der große, ewige Fluch unserer Rasse. Da die meisten guten Dinge durch Arbeit erzeugt werden, so folgt, sie sollten denen gehören, deren Arbeit sie erzeugt. Trotzdem haben zu allen Zeiten einige gearbeitet und andere faul einen großen Teil der Früchte genossen. Das ist ungerecht und sollte so nicht weitergehen. Jedem Arbeiter den vollen Verdienst seiner Arbeit zu schaffen oder doch beinahe, soweit es eben möglich ist, das ist ein Ziel für jede gute Regierung. . . .

Die Arbeit kommt vor dem Kapital, ist also unabhängig von ihm. Das Kapital ist die Frucht der Arbeit und könnte nicht existieren, wenn nicht die Arbeit vorher wäre. Arbeit kann ohne Kapital sein, aber Kapital nicht ohne Arbeit. Darum ist Arbeit dem Kapital immer weit überlegen.²⁾

Der Naturgrundlage, dem Boden und seinen Schätzen gegenüber, haben wir das gleiche zu sagen: Die Arbeit kommt vor Grund und Boden, denn ohne die Arbeit ist die Natur mit ihren Schätzen unerschlossen.

Die Würde des Menschen ist korrumpiert, wenn ihm die Naturgrundlage verschlossen und das Kapital als Wirtschaftsmittel zurückgehalten wird. Durch willkürliche Verknappung des Kapitals und ausschließende Bodenaneignung entsteht Macht, die den Menschen versklavt. Die Arbeit darf nicht ein Faktor unter anderen wirtschaftlichen Produktionsmitteln sein, weil damit der Mensch, dem die Wirtschaft dienen soll, selbst zum Wirtschaftsobjekt, zum Produktionsmaterial, zum Unkostenfaktor durch die Herrschaftsgewalt des feudalisierten Bodens oder des feudalisierten Kapitals herabgedrückt wird. Hier tritt ein Mißverhältnis an den Tag, das nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch innerhalb des Kulturlebens die Arbeit den freien schöpferischen Impulsen entfremdet und körperschaftlichen oder sogar politischen Kräften unterwirft.

Wir betrachten die Arbeit als Urphänomen der menschlichen Willensnatur, als Schicksalsgehalt des Menschenlebens, als Ausdruck seiner autonomen Existenz. Um ihre Bedeutung und Würde im Ganzen des sozialen Organismus, nicht nur innerhalb der Wirtschaft, anzuerkennen, ist es notwendig, ihr Wesen menschenkundlich zu untersuchen.

Was ist Arbeit? Die physikalische Definition: Kraft mal Weg bedeutet für die Fragestellung, die nach Sozialerkenntnis ringt, nichts. Es könnten sich Prozesse im Sinne dieser Formel tausendfach abspielen, ohne daß sie für die soziale Wirklichkeit die geringste Bedeutung hätten. Im Wesen der Arbeit

liegt eine Leistung, ein wertschaffender Prozeß, der nicht durch einen bloßen Kraftaufwand, sondern durch die Entwicklung einer in jedem Falle qualitativen Fähigkeit in bezug auf ein qualitatives Bedürfnis erfüllt wird.³⁾

Qualität, wesenhafter Wert, liegt aber nicht nur im Ergebnis und Ziel der Arbeit, sondern schon in ihrem ursprünglichen Entstehungsimpuls. Die Kraft, die die Arbeit leistet, ist in keinem Falle eine rohe physikalische Gewalt, sondern als Wille eine geistig universale Macht, aus der das Arbeitsergebnis, die Leistung als abgeschlossenes Werk oder im volkswirtschaftlichen Sinne als Ware erst sekundär hervorgeht.⁴⁾

Das Wesen der Arbeit kann deutlich werden bei der Betrachtung des Naturzusammenhanges, in dem sie als menschlich schöpferisches Wirkungsphänomen erscheint. Auch die Natur bringt schöpferisch hervor, ihre Quellkräfte erscheinen in gewaltigen Kreisläufen unerschöpflich und ewig produktiv. Sie zeigen sich in verschiedenartiger Weise: in der Pflanzenwelt wirken sie im Lebensstrom der vegetativen Kräfte. Wachsen und Werden charakterisieren ihr tausendfältiges Hervorbringen, und ihr Vergehen noch verbirgt sich hinter der flammenden Farbenpracht des Herbstes.

Ganz neue Kräfte schöpferischer Dynamik finden wir im Tiersein. Die animalischen Kräfte breiten sich nicht wie das Pflanzenleben über die Erde aus, sondern sie erscheinen als Involutionsprozesse. Sie ziehen sich in das organische Innere als bewegtes und bewegendes Bewirken zurück. Diese Innenorganik als Kraft und die nun folgende Bewegung nach außen, diese Wechselwirkung als Ausdruck beseelter Natur, bringt Innenwelt und Außenwelt in einen neuen organischen Zusammenhang, der weit über das vegetative Leben hinaus wirksam wird, der aber in sich instinktgebunden, d. h. von der besonderen tierischen Seelengestalt bestimmt bleibt.

Im Menschen liegt ein noch umfassenderer Kräfteprozeß vor. Wachsen wie im Pflanzenreich, ist in seinen Vegetationsorganismus eingeschlossen. Bewegen und Bewirken eignet ihm auf Grund seiner animalischen Organgrundlage, aber er bleibt nicht in den beschränkten Kreis dieser Organik gebannt, sondern er tritt als Mensch durch sein bewußtes Handeln aus der Naturbindung heraus.⁵⁾

Gehen wir zunächst von dem ganz allgemeinen Funktionsbegriff »Tätigkeit« aus. Dieser Begriff ist dazu geeignet, alle Formen des Wirkens und Bewirkens im organischen Leben der Natur zu umgreifen. Wie verschieden auch die Veranlagungen und Schicksale der Menschen sein mögen, sie alle schöpfen ihre Kräfte aus dem großen Naturleben. Aus dem Kosmos strömen, solange das Leben währt, die Kräfte in dauernder Inkarnation herein. Gleichzeitig geht aber im Menschen eine Kräfteexkarnation vor sich, und zwar da, wo er sich als geistig bewußtes Wesen erweist. Im Bewußtseinsbereich, im Denken, wird das Leben abgebaut. Das Nervensystem, welches

Lebenskräfte in Bewußtseinsfähigkeiten umwandelt, ist gewissermaßen das Negativ des lebendig-organischen Seins.

Dieser fortwirkende Einzug der Kräfte im organischen Willensbereich und dieses fortwirkende Freiwerden der Kräfte im Bereich des Bewußtseins sind Ausdruck des Lebensganzen der Menschennatur. In dieser Inkarnation und Exkarnation liegt die Schicksalstechnik zur schöpferischen Entwicklung, zu freier, selbstverantwortlicher Arbeit.

Ehe der Mensch aber diese Stufe erreicht, durchläuft er einen Entwicklungsgang, der sich schon in den frühen Phasen der Kindheit als ein typisch menschlicher erweist. Die schicksalsmäßige soziale und gesellschaftliche Bedeutung der Arbeit wird uns erst ganz faßbar, wenn wir auch diese Vorstufen in unsere menschenkundliche Betrachtung einbeziehen.

Spiele, Lernen, Arbeiten

In physischer, seelischer und geistiger Beziehung begegnet uns beim Kleinkind eine vollkommene Einheit, eine leiblich-geistige Totalität der Kräfte, die als unbewußt wirkender Wille den ganzen Organismus durchdringt. In ihm erscheint die menschliche Urnatur der im Wachstum einziehenden kosmischen Kräfte.

»Ganz geistig scheint das Kind
Und irdisch ganz
Und die Entwicklung streift
Nur Hüllen ab vom Glanz.«

Friedrich Rückert

Als ein wirkliches Entwicklungswunder tritt aus dieser leiblich-geistigen Einheit die Aufrichtung der Gestalt hervor; das Stehen im labilen Gleichgewicht. Die Selbstaufriechung ist auf dieser Stufe zugleich mit der physischen Leistung eine geistig willenshafte Tat. Ihr folgt bald eine zweite, der Aufrichtung folgt das Gehen, die Bewegung im Raum. Sie ist Ausdruck seelischer Hinwendung zu einer Welt, in der sich Begierde, Wunsch und Leben entfalten wollen. Der Bewegung im Raum folgt bald eine verinnerlichte Bewegung geistiger Gestaltung in der Sprache, die um das dritte Lebensjahr in der Selbstbenennung mit dem Worte »Ich« gipfelt.

Die besondere Tätigkeit des Kindes im ersten Jahrzehnt ist das Spiel. Die Bedeutung des Spiels ist im Sinne einer Soziologie der menschlichen Entwicklung trotz Friedrich Schillers Darstellungen in den »Briefen zur ästhetischen Erziehung des Menschen« noch nicht genügend aufgefaßt. Wie hoch Schiller das Spiel einschätzt, geht aus seinen Worten hervor: » . . . der

Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.« Auch Goethe charakterisiert diesen rein menschlichen Tätigkeitszustand: »Das Spiel offenbart die große Freiheit des Geistes; das Spiel will nicht die Realität, sondern den Schein. Der Schein ist mit der Idee nahe verwandt. Er ist gleichsam das Bild, das Gemälde von der Idee. Ja, er ist die Idee selber mit einem Minimum von Realität verkörpert oder daran offenbart.«⁷⁾

Das Kind vollzieht ja deshalb diese reine Tätigkeitsform, weil auf seiner Entwicklungsstufe weder der »Vernunfttrieb« noch der »Naturtrieb« sich geltend macht. Im Spiel des Kindes erscheint also eine höhere Seinsfunktion, indem alle Kräfte, die später als Bewußtseins-, Seelen- und Persönlichkeitskräfte frei werden können, jetzt noch in Wachstums- und Organgestaltungsprozessen gebunden sind. Der Mensch tritt in der Kindheitsphase als höheres, allen Entwicklungsmöglichkeiten offenes Wesen auf den Plan und steht beim Übergang zum Jugend- und Erwachsenenalter vor der Gefahr, diesen glanzvollen Ursprungszustand nach und nach zu verlieren und durch einseitige Lebensanpassung und Verkümmern zu verarmen.

In der Entwicklung des Kindes erscheint der Spieltrieb vor der Ausbildung der polaren Bereiche des Vernunft- und Stofftriebes: die Steigerung geht der Polarität voran. Noch hat die Organisation vor dem siebenten Lebensjahr keine Spezivität, keine organische Dichte, keine fixierte Konstitution. Das Lymphsystem als Träger der aufbauenden Lebenskräfte überwiegt. Die undifferenzierte durchlässige Leiblichkeit ist mit den seelisch-geistigen Wesensgliedern noch völlig im freien Bildeprozeß der heranwachsenden Organe vereint. Der ganze Organismus ist für das sich inkarnierende Ich aufgeschlossen, so daß sich die überquellenden Kräfte im Spiel, das heißt in der Tätigkeit des Kindes, die dem Erwachsenen nur ein Spiel zu sein scheint, in freier Weise einspielen können – immer schöpferisch, immer neue Möglichkeiten zeigend, oft unabsichtlich, oft fiktiv, aber immer mit Notwendigkeit und voller Willenswirklichkeit.

Dieser vollkommene Tätigkeitszustand ist in der Zeit der ersten Siebenjahresperiode wirksam. Die Idee des Menschseins greift als Werdeprozeß in machtvoller Art ein und wo diese Idee überschießend über Organwachstum und Organgestaltung hinauswirkt, erscheint jene geniale Phantasie, die in dieser Art eben nur dem Kindesalter eignet.⁸⁾



Der Prozeß des Spiels, der dieser Phantasie entspringt, darf also zunächst mit der Evolution der Organe, mit der Produktivitätskraft der Leibesbildung in unmittelbarer Verbindung gesehen werden. Die kosmischen Quellkräfte wirken hier noch wie im embryonalen Leben aufbauend und gestaltend. Polar dazu nimmt aber die kindliche Organisation, die sich im Ganzen wie ein umfassendes Sinnesorgan verhält, die Ordnungs- und Richtekräfte der gewordenen Welt wahr, und dies in einer Lebhaftigkeit und Frische, wie das in späteren Lebensabschnitten im allgemeinen nicht mehr möglich ist⁸⁾. Im Spiel des Kindes durchdringen sich die organischen Lebenskräfte mit der von außen in den Organismus hereinwirkenden Wahrnehmungswelt. Diese beiden Welten werden durch das Spiel, durch die Phantasie, aufeinander bezogen.



Friedrich Schiller hat sein ganzes anthropologisch-soziologisches System, die Darstellung des »pädagogischen und sozialen Kunstwerks«, in seinen Briefen zur ästhetischen Erziehung auf das Spiel des Kindes aufgebaut, seine Gültigkeit allerdings auf das ganze menschliche Leben bezogen. Er geht bei der Betrachtung der menschlichen Natur von der Polarität der organisch stofflichen Existenz gegenüber der Vernunft aus. Beide Pole lassen den Menschen nicht wahrhaft zu sich selber kommen: »Beide Triebe nötigen das Gemüt, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft.« Der Spieltrieb, der sich über beide Nötigungen erhebt, setzt den Menschen sowohl physisch wie moralisch in Freiheit.⁹⁾

Das Spiel ist eine rhythmisch-produktive Lebensfunktion, die wir in Metamorphosen in späteren Lebensperioden wiederfinden und die in ihrer vollen Kraftentfaltung die wahre Genialität der menschlichen Natur ausmacht.

Als eine solche Metamorphose tritt uns schon im zweiten Lebensjahrsiebt das *Lernen* entgegen.

Die Phantasie, diese produktive Gestalterin des Spiels, vereinigte bisher die quellenden Lebensprozesse und die gestaltenden Sinneswahrnehmungen. Nach dem Zahnwechsel beginnen nun zum erstenmal organische Bildkräfte frei zu werden, um in der Fähigkeit der Gedankenbildung und der Gedächtnisbewahrung auf neuer Stufe zu erscheinen. Wie uns das Spiel als Universalität des Kindes entgegentrat, sodaß wir sagen können, das Kind ist das spielende Wesen, so können wir jetzt auf der Lebensstufe des

zweiten Lebensjahrsiebents hinzufügen, das Kind ist das lernende Wesen. Das Lernen wird von jetzt an, wie vorher schon das Spiel, zur neuen menschlichen Universalitätigkeit.

Goethe schrieb in dem letzten Brief seines Lebens: »Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen wieder zu belehren.

Zu jedem Tun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nötigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, das, ob es gleich die Regel in sich hat, doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahrt wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangt, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue, vielmehr solches noch recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige . . . «*

Goethe hat damit das Lernen als eine menschliche Universalitätigkeit charakterisiert, wie Schiller das Spielen.

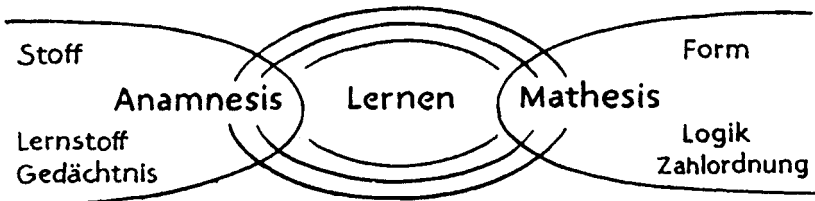
Es ist nicht wesentlich, ob wir beim Eintritt der zweiten Entwicklungsperiode, die vom 7. bis 14. Lebensjahr reicht, die Tätigkeit des Spiels als ein Lernen oder das Lernen noch als ein dem Spiel verwandtes Tun bezeichnen. Hier gibt es gewiß tausend Übergänge. Das Lernen gehört aber eindeutig der neuen Entwicklungsstufe nach dem Zahnwechsel an, die durch ein mehr und mehr freiwerdendes Bewußtsein ausgezeichnet ist. Dieses Bewußtsein ist schon da wirksam, wo es noch um das Erlernen körperlicher Geschicklichkeiten geht, die sich in die ersten entschiedeneren Bewußtseinsübungen des Schullebens hinein fortsetzen. Die unbewußt organische Willensdynamik kommt besonders durch Reigenspiele, durch aus der Nachahmung entwickelte Handwerker-, Bewegungs- und Singspiele zum Ausdruck. Diese Reihe läßt sich über Sprung- und Seilspiele, Ballspiele usw. weiterentwickeln zu Fingerfertigkeiten: Stricken, Sticken, Knüpfen, bis hin zum Schreiben und Rechnen. Zunächst wird daher das Spiel im Lernen als Willensstoß, und das Lernen im Spiel als Bewußtseinsformung, immer noch weitgehend im rhythmischen Wechselgeschehen miteinander wirksam bleiben.¹⁰⁾

Diese Polarität finden wir aber auch im reinen Lernprozeß. Da ist zunächst der Wissensstoff, der Lernstoff, die Anhäufung von Elementen der

* Vom 17. März 1832 an W. v. Humboldt.

gegenständlichen Welt als Wissenskonglomerat – das Gedächtnis, die »Anamnese« wird beansprucht. Auf der anderen Seite erscheint die Wissenschaftsform der Logik, die Lehre als Gesetzeswelt, wie sie dann als Ordnung vor allem in der Mathematik geübt wird. Die Logik »Mathesis«, wird beansprucht. Beide Pole in Einseitigkeit geübt, bedeuten eine große Gefahr für den Lernenden. Die Materialität des Stoffwissens auf der einen Seite und die Formalität des Verstandeswissens auf der anderen Seite zerstören das Lernen, wenn sie als abstrakt einseitige Forderungen an den jungen Menschen herangebracht werden*. Unser älteres Schulwesen ist diesen Gefahren der Vereinseitigung oft erlegen, indem es sich in zwei Richtungen aufgespalten hat, in die Formalität des Humanismus und die Materialität des Realismus.¹¹⁾ Die Bildungskatastrophe unserer Zeit ist teilweise die Folge des Dualismus unseres Erziehungswesens.

Das wahre Lernen ist wie das Spiel ein mittlerer Prozeß der menschlichen Natur, der sich nur in einer rhythmischen Funktion zwischen den Polen der Materialität und Formalität lebendig erhalten läßt. Die Aufgabe des Lehrers ist es eigentlich, den werdenden jungen Menschen in diesem Mittelstrom steuernd zu erhalten und ihn vor der drohenden Scylla und Charybdis, der einseitigen Formalität und Materialität zu bewahren. Das Lernen steht als rhythmisch schöpferische Tätigkeit der Seele in der Mitte. Es darf also nicht im Wissen zum Stillstand und in der Formallogik in die Abstraktion getrieben werden. Oder positiv ausgedrückt: Im wahren Lernen verliert das Wissen seine Starre und das Logische seine Absolutheit. Das echte Lernen ist ein rhythmisch pulsierender Entwicklungsprozeß. In ihm wird die menschliche Freiheit und Entwicklungsfähigkeit bewahrt.



Wir können nun von einem rhythmischen Geschehen im Wechsel von Wissenlernen und Erkennenlernen sprechen, oder vom Lernen als einem echt künstlerischen Prozeß, der, wenn er richtig einsetzt, die gesamte

* Man erlebt leider oft, daß bei einem Kind, das in die Schule kommt, durch das kalt-heiße Wechselbad der Materialität und Formalität des Schulbetriebes seine elementare Lernfreudigkeit rasch zerstört wird.

Pädagogik zur Kunst erhebt. In der Schönheit erlangt die Formalität des Erkennens Leben und die Materialität des Wissens Gestalt. Das Lernen verwandelt in der Liebe zum Stoff den Gegenstand zu einem geistigen Gebilde. Das Durchsichtige des Erkenntnis-Logischen wird durch die gleiche Liebe des Lernenden, durch das Interesse, in der Wirklichkeit lebendig. Durch die Schönheit werden erst Wissen und Erkennen zur Wahrheit erhoben, auf die es im Leben einzig ankommt.

Der Lehrer wird aber nur dann zu einer solchen dynamisch-rhythmischen Methodik des Lehrens und des Lernen-Lehrens vordringen, wenn er es dahin bringt, sich selber nicht zum Sklaven des Lehrstoffes und vor allem nicht den Lernenden zum Objekt seiner Bemühungen herabzuwürdigen. Unantastbar steht ihm im Kinde die werdende Persönlichkeit, die zukunfts-gestaltende Ichnatur gegenüber.

Das freie Interesse der werdenden Individualität ist zu wecken, zu pflegen und in seiner Entfaltung zu beobachten. Ihren Regungen hat sich jedes Pensum anzupassen und gelegentlich sogar zu unterwerfen. Dies ist nur möglich, wenn die gesunde Autorität des Lehrers im Volksschulalter dem auserwählten Volk der Kinder mit lebendiger Seelenkraft voranschreitet und wenn der Lehrer der Jugend des dritten Lebensjahrsiebents, die im Seelischen zu erwachen beginnt, in realer geistiger Tätigkeit zum Vorbild werden kann. Das heißt aber, daß die Radian aller Erziehung, allen Lehrens und Lernens in dem einen Mittelpunkt zusammenlaufen, welcher Persönlichkeit heißt. Die Pädagogik muß einmal so beweglich und so freiheitlich werden, daß sie die Selbsttätigkeit des Kindes in keinem Falle den Extremen der Mathesis und Anamnesis unterordnet. Das Interesse, die individualisierende Verwandlungskraft des jungen Menschen selbst gibt den rhythmischen Wechselanschlag des Wissenwollens und des Verstehenwollens an.

Nur auf diesem Wege wird nach abgeschlossener Bildungsperiode die menschliche Tätigkeit ihre letzte Metamorphose vollziehen, die dann im selbständigen Schicksalsvollzug als Arbeit erscheint.

Fassen wir den bisher zurückgelegten Weg zusammen. Der Mensch entwickelt sich in der frühen Kindheitsstufe im Spiel als ein in willenshafter Phantasie tätiges Wesen. Er nimmt eine hohe Genialität mit ins Leben, wenn er sich diese Spiel- und Phantasiefähigkeit bewahrt.

In der zweiten Kindheitsstufe, in der schrittweisen Entfaltung des Bewußtseins, ist er ein vorwiegend lernendes Wesen. Auch das Lernen, das Vermögen, durch seelische Beweglichkeit und rhythmische Empfindungselastizität das Lebensverständnis zu erweitern, bleibt dem Menschen als Grundfähigkeit erhalten, wenn er es nur bewußt weiterpflegt. Hinter den Funktionen des Spielens und Lernens stand in der Kindheit noch verborgen die Kraft des sich inkarnierenden Ichs. Dieses Ich tritt in der Arbeit nach

dem 21. Lebensjahr selbstverantwortlich in die Mitte der sozialen Lebensverbindlichkeiten.

So fruchtbar es für den Menschen ist, die Lebensqualitäten der durchlaufenen Entwicklungsstufen zu bewahren, so hemmend wirkt es auf der anderen Seite, wenn die Möglichkeiten und Anforderungen einer noch nicht erreichten Stufe verfrüht erzwungen werden. Wenn z. B. vom Heranwachsenden in der Lernzeit schon ein voller Arbeitseinsatz und reife Ergebnisse verlangt werden, dann wirkt das ebenso störend für die Entwicklung der Kräfte, wie wenn Lernprozesse in das Spielalter vorverlegt werden.¹²⁾

Die Arbeit als Selbstverwirklichung und als soziales Phänomen

Die organische und seelische Reife ist bis zum 21. Lebensjahr weitgehend erreicht. Die Tätigkeit des Menschen kann sich nun von inneren Entwicklungsprozessen lösen und als objektive Leistung, als Arbeit dem menschlichen Umkreis dienen. Auch für die Arbeit gibt es nun Kräfteeinzugs- und Grenzbereiche, durch deren Einwirkung das Tun der einzelnen Menschen in sehr verschiedener Weise entweder mehr aus dem unbewußt Organischen oder aus bewußter Überschau entspringt. Ursprung und Richtung des Arbeitsimpulses nehmen in jedem Menschen einen vollkommen individuellen Verlauf. Dieser Verlauf macht das Schicksal des Einzelmenschen aus. Man erfaßt ihn gewöhnlich in der Unterscheidung von körperlicher und geistiger Arbeit.

Die Gliederung der Gesellschaft in Schichten körperlich Arbeitender und geistig Arbeitender entstammt einem jahrtausendealten Kastenwesen, einer bis in unsere Zeit hinein tradierten, ursprünglich instinkthaften Lebensordnung, wie sie frühgeschichtlichen Perioden angemessen war, in denen die Menschheit noch kein individuelles Bewußtsein entwickelt hatte.

Was bedeutet nun körperliche Arbeit, was bedeutet geistige Arbeit im sozialanthropologischen Sinne? Zum Lob der physischen Arbeit kann zunächst gesagt werden, daß sie mehr dem organischen, d. h. also dem Willenskräftebereich unserer unbewußten Natur angehört, und daß hier Kräfte im Überfluß zur Verfügung stehen. Wo diese Kräfte zunächst bei einem Individuum noch mangeln, schiessen sie durch Übung in ungeahnter Weise ein. Nur durch körperliche Arbeit vollzieht sich die Ausreifung unserer organischen Natur. Bewegung wird Muskelkraft, Muskeltätigkeit plastiziert die Knochengestalt. Dieser Vorgang reicht bis in ein organisch gesundes Lebensgefühl hinein. Eine Schonung dieser Kräfte hingegen läßt die Entwicklung nur mangelhaft zur Entfaltung kommen, so daß das nicht rechtzeitig ergriffene Leibesinstrument nicht nur untauglich bleibt, sondern zuletzt sogar degeneriert.

Durch körperliche Arbeit bekommt der Mensch das organisch-willenshafte Fundament, das auch seinen geistigen Bemühungen innere und äußere Resonanz verleiht. Auf physische Arbeit erhebt die gesunde menschliche Natur voll und ganz Anspruch, denn es liegt ihr eingeschrieben, ihre Gesundheit in Selbsttätigkeit aufzubauen.

Sobald wir nun aber den Blick auf die Objekte richten, die durch körperliche Leistungen entstehen, empfinden wir den Begriff »körperliche Arbeit« als unbefriedigend. Wir entwickeln ja nicht nur organische Kräfte, sondern wir geben ihnen eine bestimmte Richtung. Landarbeit führt zur Landgestaltung, Gartenarbeit zur Gartengestaltung, Schmiedearbeit zur Formung des Eisens usw.. Und kaum haben wir uns recht bedacht, so sehen wir, daß von den meisten elementaren Kräfteübungen ein Weg zur Tätigkeitssteigerung in der menschlichen Natur wie zur Stoffveredelung im Arbeitsobjekt führt.

Physische Arbeit ist in ihrem Erfolg bereits keine physische Arbeit mehr, sondern seelische – ja, wo soll die Grenze liegen? – bereits eine geistige Arbeit.

Diesen Aufstieg drückt ein alter Handwerkerspruch aus:

Wer soll Meister sein?

Der was ersann!

Wer soll Geselle sein?

Der was kann!

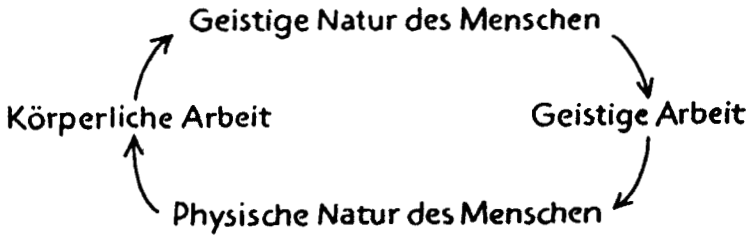
Wer soll Lehrling sein?

Jedermann !

Das Handwerk steigt vom Lehrlingszustand elementarer Fähigkeitsübungen zum Gesellenzustand auf. Das »Können« ist die seelische Stufe, in der die physischen Kräfte voll beherrscht werden. Die »meisterliche Stufe« ist die souverain-geistige, in der die Arbeit zuletzt gipfelt. Der Mensch steigt mit seinen Werken aufwärts. Das schönste und realste Bild dafür ist der gotische Dombau.

Betrachten wir nun in gleicher Weise die geistige Arbeit. Sie geht von der Sphäre, in der jemand etwas ersinnt, vom inneren geistig-aktiven Wollen aus. Die Gedankenbildung ist die Tätigkeit der geistigen Arbeit. Die Ideen können, wenn sie fruchtbar werden sollen, nicht in ihrem Eigensein verharren. Der Denker würde in der Denktätigkeit ohne fortschreitende Beziehung zur Welt vereinsamen. Die erarbeiteten Gedanken wollen, wenn sie ihre Fruchtbarkeit erweisen sollen, heruntergeführt werden in die »Verwirklichung«. Sie müssen ins Handeln, in den Willen herab.

Über die Arbeit als Gesamterscheinung können wir also sagen: Geistige Arbeit wirkt vom geistigen Seinsbereich ins Physische herab, körperliche Arbeit wirkt vom physischen Bereich ins Geistige herauf.



Dieser Kräfteaufstieg und dieser Kräfteabstieg machen erst die Tätigkeit des ganzen Menschen aus, und zwar nicht in einer Fixierung des Prozesses im Sinne einer Standesgliederung, sondern in der geistig-physischen Organik eines jeden Menschen.¹³⁾

»Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wider bewegen; wie Frage und Antwort sollte eins ohne das andere nicht stattfinden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden.«¹⁴⁾

Der Mensch ist zur Totalität veranlagt, und nur diejenige Gesellschaftsordnung erfüllt ihre Aufgabe, die der freien Entfaltung der menschlichen Natur nach jeder Richtung hin voll und ganz Rechnung trägt.

Wir haben jetzt das Wesen der Arbeit als evolutionären Aufstieg organischer Kräfte zum Geistigen hin und als natur- und weltverwandende Gestaltung vom Geistigen her als zusammengehörende Prozesse erkannt. Nun sind wir in der Lage, die anthropologischen Tatbestände völlig zu durchleuchten, die wie Ein- und Ausatmen in jedem Menschen sich rhythmisch vollziehen müssen, soweit er Anspruch auf harmonische Entwicklung erhebt. Unsere geistige Lebensfunktion, das Bewußtsein, wird im Haupt, im Nervensystem frei, wo die Lebensprozesse am meisten zurücktreten. Sie hat ihre Basis also organisch im Physischen, während die körperliche Arbeit aus dem kosmisch-geistigen Pol unserer Existenz quillt. Denn gegenüber dem in permanentem Abbau stehenden Nervenleben, dem wir das Bewußtsein verdanken, ist das Bewegungs-, Zeugungs- und Ernährungsleben, aus dem alle Willenskräfte entspringen, weder physisch faßbar noch materiell verständlich, sondern es ist in seinem Dynamismus unmittelbarer Ausdruck kosmisch-geistiger Potenzen.

So finden wir im Verhältnis von »körperlicher« und »geistiger« Arbeit eine Doppelbeziehung, eine Art Umkehrung in sich, die schon am Ursprungs-

ort der Arbeit ihre Einseitigkeit aufhebt und ihr rhythmisches Wechselspiel im Dienste der menschlichen Entwicklung fordert. Dieser Rhythmus, der sich in Inkarnation und Exkarnation der Kräfte, in Systole und Diastole, Ein- und Ausatmung im fortschreitenden Schicksalsgang entfaltet, wird zu dem in den Polaritäten wirksamen Instrument der Ichnatur. Sie allein ist es, die sich die »Gegenkräfte« zur eigenen Entwicklung aufruft, ihre Akzente von Lebensperiode zu Lebensperiode neu setzt und immer wieder aus der Mitte heraus neue Polaritäten und Steigerungen erschafft.

Alle Tätigkeit gehört in ihrer Dynamik unmittelbar der Ichwirksamkeit an, die den Kern der menschlichen Natur bildet. Das Wesen der Arbeit, der geistigen wie der körperlichen, ist nur aus dieser Dynamik des Ichs heraus zu verstehen. Die Entwicklung der menschlichen Natur führt von der ersten Regung des Ichs im Kinde durch mannigfaltige Tätigkeitsformen herauf bis zur vollbewußten selbständigen Arbeit und offenbart auf jeder Stufe neue Erscheinungsformen der Ichwirksamkeit.

Hier setzt eine vollkommen neue Arbeitssoziologie ein. Die Arbeit, in welcher Erscheinungsform sie auch immer hervortreten mag, ist Ichtätigkeit, ist Eigentum der autonomen Persönlichkeit und muß als solche im sozialen Zusammenleben voll und ganz gewürdigt werden.

¹⁾ Produktionsfaktoren: Arbeit, Boden und Kapital. Samuelsen Bd. I S. 69.

²⁾ Zitat nach Carl Schurz: »Abraham Lincoln«, herausgegeben von G. v. Heydebrandt Dornach 1955 S. 85, 88.

³⁾ Karl Marx hat bei seiner Arbeitsdefinition bereits von der qualitativen Fähigkeit, die in der Arbeit geleistet wird und die in einem unmittelbaren Verhältnis zur qualitativen Nachfrage stehen muß, abgesehen und ist nach naturwissenschaftlicher Methode von einer quantitativen Energieanwendung ausgegangen. Vgl. Karl Marx »Das Kapital«, S. 7: »Als Werte sind alle Waren nur bestimmte Massen festgeronnener Arbeitszeit. Die Wertgröße einer Ware bleibt daher konstant Sein (des Goldes) eigener Wert ist bestimmt durch die zu seiner Produktion erheischte Arbeitszeit und drückt sich im Quantum jeder anderen Ware aus, worin gleichviel Arbeitszeit geronnen ist.« (S. 54) Rudolf Steiner sagt über die Arbeit im »Nationalökonomischen Kurs« S. 31/32: »Arbeit an sich hat keine Bestimmung im volkswirtschaftlichen Zusammenhang . . . ist volkswirtschaftlich ganz neutral, irrelevant. Sie wird aber in jedem Fall volkswirtschaftlich werterzeugend, wenn wir diese Arbeit durch den Geist, die Intelligenz des Menschen dirigieren.« Es folgt hier noch eine weitere Auseinandersetzung mit dem Marx'schen Arbeitsbegriff. In dem Vortrag »Geisteswissenschaftliche Behandlung sozialer und pädagogischer Fragen« sagt R. Steiner: »Von der Arbeit bekommt kein Ding seinen Wert. In dem Augenblick, wo Sie von einer Arbeit den Wert der Ware abhängig machen, würden Sie zu lauter Absurditäten kommen. Es kommt nicht darauf an, wieviel Arbeit hineingesteckt wird in den wirtschaftlichen Prozeß, sondern es kommt darauf an, wie dasjenige, was als Leistung aus der Arbeit hervorgeht, in der Konjunktur des nationalökonomischen Lebens drinnen steht.« Über die Arbeitstheorie der Marxisten spricht Rudolf Steiner im Nationalökonomischen Kurs auf S. 24 und S. 164.

⁴⁾ Allenfalls könnte man bei der Maschinenleistung von rein physikalisch bestimmter Arbeitsleistung ausgehen, aber selbst dies ist nicht möglich, weil die »Arbeit«, die Maschine in bestimmter Verbindung und Zielrichtung einzusetzen, immer qualitative Arbeit ist, nie allein »Kraft mal Weg«.

-
- 5) Rudolf Steiner hat die Evolutionsstufen in den Naturreichen und in der menschlichen Organisation grundlegend in seiner Theosophie dargestellt.
- 6) Friedrich Schiller: Über die Ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen, S. 58, 65.
- 7) Goethe über das Spiel, Sämtliche Werke (Cotta) Bd. 18 S. 26; 45; 61; 265; 272; Bd. 19 S. 82; 107.
- 8) Rudolf Steiner charakterisiert den Organismus des Kleinkindes als einen vorwiegenden Sinnesorganismus.
- 9) Friedrich Schiller: Über die Ästhetische Erziehung des Menschen, S. 12, sowie im 14. und 15. Brief.
- 10) Für diese Entwicklungsschritte finden sich in den pädagogischen Schriften R. Steiners viele Hinweise (vgl. Erziehungskunst, methodisch-Didaktisches;) Gegenwärtiges Geistesleben und Erziehung (14 Vorträge, gehalten in Ilkley vom 5. bis zum 17. August 1923). E. A. Stockmeyer: »Rudolf Steiners Lehrplan für die Waldorfschulen. Versuch einer Zusammenschau seiner Angaben. Eine Quellensammlung für die Arbeit der Lehrerkollegien.« Manuskriptvervielfältigung.
- 11) Hierzu Max Stirners pädagogische Schrift: »Das unwahre Prinzip in unserer Erziehung« in Max Stirners kleinere Schriften, herausg. v. John Henry Mackay Berlin 1914, und R. Steiner »Rätsel der Philosophie« S. 312.
- 12) Im Noten- und Prüfungssystem der Staatsschule wird das *Lernen* durch juristische Maßstäbe, die erst in der Sozialverbindlichkeit des Erwachsenenberufslebens berechtigt sind, korrumpiert. Das *Lernen* ist seinem Wesen nach als Üben zu verstehen, dessen Bedeutung in der Fähigkeitenerweiterung, nicht aber im Ergebnis, im Produkt liegt. Auch das Spielalter darf nicht durch rationalisierende, die Lebenskraft des Kindes zu früh beanspruchende Lernprozesse in Gefahr gebracht werden.
- 13) R. Steiner über die Arbeit in: »Allgemeine Menschenkunde als Grundlage der Pädagogik« 13. Vortrag S. 202–205. Goethe an Willemer: »Meine Tendenz ist die Verkörperung der Ideen: Ihre die Entkörperung derselben, und in dieser umgekehrten Operation liegt gerade unser Gemeinsames.« Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer Leipzig 1922.
»Schaffe, gestalte und bilde die Dinge, die Außenwelt nach Deinen Ideen und Zwecken, dann bist Du ihr Herr . . . Das Herrsein ist Deine Bestimmung.«
Fichte.
G. Bäume »Die soziale Idee« S. 273: »Arbeit ist die Bestimmung aller Menschen auf Erden. Es wird unter vielen Kämpfen ein Tag kommen, er wird kommen, langsam aber sicher, ein Tag, wo der, welcher keine Arbeit zu tun hat, möge er heißen wie er wolle, es nicht ratsam finden wird, sich in unserer Gegend des Planetensystems zu zeigen.« Carlyle: »Wir sind entweder da, etwas zu tun oder wir sind überhaupt nicht da.«
- 14) Goethe »Wilhelm Meister, Wanderjahre«.

I

Erkenntnismethodische Betrachtung zur Morphologie*

Begründung der Erkenntnismethode der Morphologie

Goethe fordert von uns, daß wir mit ihm arbeiten, mit ihm denken, mit ihm fühlen, daß wir seine Aufgabe, so wie wenn er überall hinter uns stünde und uns auf die Schulter klopfte und Rat erteilte, weiterführen. In diesem Sinne ist das ganze neunzehnte Jahrhundert und bis in unsere Zeit herein – man kann sagen – von Goethe abgefallen. Und die Aufgabe unserer Zeit ist: den Weg zu Goethe wieder zurückzufinden.

Rudolf Steiner**

Bevor wir in die eigentliche Menschenkunde eintreten, ist es erforderlich, einiges über die Grundlage unserer Methode darzulegen. Die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, können wir nur erfüllen, wenn wir sie im Geiste der Goetheschen Morphologie als Wissenschaft ergreifen. Zunächst muß einmal festgestellt werden, daß diese Morphologie zwar anfangs in hoffnungsvoller Weise auf den Hochschulen Fuß faßte und sich vielfach direkt auf Goethe berief (siehe Hueck und Troll), dann aber sowohl in der Konsequenz der Methode als auch dem Stand der Sache nach weit hinter Goethe zurückblieb, womit sich ihr Schicksal vorläufig besiegelte. In Botanik, Zoologie und Medizin siegte in weiten Bereichen die kausalgebundene und zweckgerichtete Sachwissenschaft. In sich selber mußte die dem heutigen Wissenschaftsbetrieb konvenierende morphologische Schule scheitern, weil sie weder Fähigkeit noch Mut besaß, sich wirklich der künstlerischen Ideenunmittelbarkeit Goethes zu bemächtigen, noch die moralische Kraft, ein uneingeschränktes Ja zur Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung zu sagen, die durch Rudolf Steiner in allen ihren philosophischen Konsequenzen (»Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung«, »Die Philosophie der Freiheit«) entwickelt worden ist. Die Metamorphosenlehre war als Prinzip anerkannt und an vielen Beispielen

* Aus Teil I des Buches »Der dreigliedrige Mensch«, 3. Auflage 1992 von Dr. Lothar Vogel.

** Der Goetheanismus, ein Umwandlungsimpuls und Auferstehungsgedanke; 12 Vorträge, Januar 1919 Dornach, GA Bd. 188.

methodisch nachvollzogen. Sie wurde jedoch nicht, wie es Goethe bereits vor dem inneren Blick stand, bis zur archetypischen Seinssphäre des Menschen gesteigert. Die höchste morphologische Stufe in der Gliederung des menschlichen Organismus, die sich bei Goethe urphänomenal ankündigte, wurde einzig und allein durch Rudolf Steiner erkannt und in zahlreichen methodischen Hinweisen für die künftige wissenschaftliche Ausarbeitung erschlossen¹). Die morphologische »Schule« dagegen scheute sowohl vor der Tiefe der Quellen, aus der sie schöpfte, als auch vor allem vor dem Menschenbild, das nun weltverwandelnd entstehen mußte, zurück.

Der eigentliche Grund dieses Versagens liegt in der Erkenntnisfrage selbst. Angesichts einer immer weiter fortschreitenden Wissenschaft, die durch ihre wertneutrale Tatsachenmethodik nicht vor der Zerstörung der Naturzusammenhänge und nicht einmal vor der menschlichen Sphäre selbst zurückschreckt, genügte eine bloße »Ganzheitsbetrachtung« nicht, solange sie nur aus einem an sich gesunden Gemütsbedürfnis, aber ohne durchgreifende Erkenntnisbegründung gesucht wurde.

Die Entdeckung der Dreigliederung des menschlichen Organismus durch Rudolf Steiner (1917) dagegen stellt die Weiterführung der Goetheschen Morphologie aus einer erkenntnismethodisch exakt begründeten Wissenschaftlichkeit dar, durch welche die Morphologie als Wissenschaft eine vollkommen neue Ausgangsbasis erhalten hat, die nicht übersehen werden kann.

Skizzenhaft soll nun die Erkenntnistheorie der Morphologie in ihren Hauptzügen zur Darstellung kommen.

Unseren Ausgangspunkt haben wir von der zentralen menschlichen Geistigkeit zu nehmen, vom Selbstbewußtsein. Das Selbstbewußtsein ist das Urphänomen, das unmittelbar demjenigen der aufrechten menschlichen Haltung entspricht. Bewußtsein kommt auch der tierisch-seelischen Organisation im Zusammenwirken mit einer oft hochspezialisierten Sinneswahrnehmung zu. Es führt aber nicht zum »Selbstbewußtsein«, bleibt gewissermaßen horizontalsinnesgebunden, während sich das Selbstbewußtsein über den Sinneshorizont »vertikal« erhebt. Das Wort in Goethes Dramenentwurf »Prometheus«: »Ich stand, als ich zum erstenmal bemerkte die Füße stehn*« charakterisiert das Wesen der Urerkenntnis. Es ist ein innerer Aufrichteakt, der uns als Bewußtsein bewußt wird, wenn er bereits vollzogen ist. Was hier vorliegt, ist ein Identitätsgeschehen, in welchem sich unser ganzes organisches Sein – eine ganze Natur – seiner selbst bewußt wird.

Zu diesem vertikalen Selbsterleben kommt das Tier nicht, weil es sich nicht über seine sinnenweltbezogene Organisation zu dem Selbst-Sein erhe-

* Bd. IV, S. 186 f. (Artemis).

ben kann. *Selbstbewußt-Sein* ist immer bereits Bewußt-Sein des Bewußt-Seins – das heißt urphänomenaler Seinszustand. Diese innere Erkenntnis-einheit des wesenhaften *Selbstes*, das sich mit dem *Sein* der Welt durch die *Bewußtheit* verbindet, ist zwar in der Uerkenntnisanlage des Menschen von Anfang an als innere Aufrichtekraft gegeben, doch in ihrer Fülle und Totalität in der neueren Philosophie, die sich auf Kant stützt, nicht erlebt worden. Das Denken wurde als bloß subjektive Seelentätigkeit aufgefaßt, die über das wirkliche Wesen des Seins, der Objektwelt nichts auszusagen in der Lage sein sollte, das heißt, das Denken wurde auf die Stufe eines nur seelischen Bewußtseins, wie es auch den Tieren zukommt, herabargumentiert. Dabei wurde vollständig übersehen, daß das Urteil: hier Objektwelt, hier seelisch begrenztes Subjekt, bereits durch eine über beiden stehende Erkenntnisinstanz entschieden worden ist.

Durch die Kantsche Denkoperation wurde dem Denken seine innere Wirklichkeitskraft abgesprochen und ebenso der Sinneswahrnehmung. Was die Sinne erleben, soll nur die organgebundene Reaktion auf Reize sein (physikalische Schwingungsenergien ganz verschiedener Herkunft), deren objektiv-wesenhafter Ursprung (das Ding an sich) uns ewig verborgen bleiben muß.

Hier setzt nun die Goethesche Weltanschauung ein, die zur Begründung der Morphologie als Wissenschaft führt. Die Wahrnehmungsseite des Erkenntnisprozesses ist für Goethe von Anfang an der Ausgangspunkt seiner Forschung. Der einseitigen naturwissenschaftlich-philosophischen Strömung seiner Zeit ruft er zu: »Die Sinne trügen nicht« und in dem Gedicht »Vermächtnis« wird es bekräftigt:

Den Sinnen hast du dann zu trauen:
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.*

Goethe als schaffender, produktiver Mensch geht also vom Seinspol aus, dem er sich durch reine, ungetrübte Sinne aufschließt, während Bewußtsein und Selbsterleben zunächst naiv mitschwingen, ohne für ihn in gleicher Weise Gegenstand der Forschung zu sein.

In dieser sinnesoffenen Art tritt das Erkennen bereits im Kinde in einem sehr frühen Lebensalter auf. Man kann sagen, das Kind ist von Anfang an bis zum dritten Lebensjahr ein durchaus geistiges Wesen, dessen ganze Bewußtseinskraft aber in der Wahrnehmung, also im Seinserleben liegt. In die-

* Gedichte Bd. I, S. 515 (Artemis).

ser reinen Sinnesoffenheit wirken die Naturkräfte in den Menschen herein und wirken an dem Aufbau der wachsenden Organe lebendig mit²).

Dieses reine Sinnes- und Wahrnehmungsleben hat sich Goethe durch sein ganzes Leben hindurch erhalten, indem er bewußt alles Störende und Trübende um dieser reinen Wahrnehmung willen von sich fernhielt. Seine »Treue, das Auge Licht sein zu lassen« übte er schon konsequent von frühen Jahren an.

Am 11. März 1781 schrieb er in einem Brief: » . . . so still bin ich lange nicht gewesen, und wenn das Auge Licht ist, wird der ganze Körper licht sein et vice versa³).«

Er war sich dieses Motivs, wie viele Briefstellen zeigen, voll bewußt. Wir müssen diese Goethesche Fähigkeit noch genauer charakterisieren. Es handelt sich um eine höhere und höchste Stufe der Wahrnehmung, bei welcher durch vollkommene Sinnesoffenheit Wesenskräfte der Welt noch organischaffend und bildend in uns wirksam werden.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?
Goethe*

Die Sonne selbst, das Licht hat das Auge geschaffen, wie umgekehrt aus dem Auge eigene Geisteskräfte unmittelbar ausstrahlen. Es ist daher »ein Unterschied zwischen Sehen und Sehen, daß die Geistesaugen mit den Augen des Leibes in stetem lebendigen Bunde zu wirken haben, weil man sonst in Gefahr gerät zu sehen und doch vorbeizusehen«, Goethe**. Für Goethe wird der ganze Mensch zum Sinnes-Wahrnehmungsorgan, das sich mit der Naturwesenheit so identisch macht, daß ihm das Wahrgenommene ähnlich nahekommt wie die Wahrnehmung des eigenen Wesens.

Der Wahrnehmungsgegenstand ist nicht äußeres Objekt nur, sondern Erscheinung von Wesenskräften innerhalb eines größeren naturorganischen Prozesses, den wir als Phänomen bezeichnen. Ein Phänomen ist nicht bloßes Beobachtungsfaktum, das in irgendeinem Sinnesbereich auftaucht und als Sinnesreiz empfunden wird, sondern in ihm begegnet dem geistig-physischen Auge eine physisch-geistige Natur- und Welterscheinung, das heißt eine Erscheinung, die ihre geistig-ideelle Wesenheit unmittelbar der

* Gedichte Bd. I (Artemis) S. 629.

** Naturw. Schr. Bd. I, S. 107.

Wahrnehmung übergibt. Die heute übliche Wahrnehmungstheorie trennt den Bewußtseinsakt von der Objektwelt. Die Wahrnehmung im Sinne Goethes verbindet sich durch willenshaft geistige Steigerung der Sinnesorganisation mit dem Phänomen, indem zunächst alles kritisch-urteilende, hypothetisch theoretisierende Denken verbannt bleibt. So kommt es zur reinen Wahrnehmung, durch die uns die Natur selbst wesenhaft als Urgestein, Urpflanze, Urtier und als menschliche Entelechie entgegentritt. Die in der reinen Wahrnehmung erscheinenden Urphänomene sprechen ihr Wesen unmittelbar aus.

Über die charakteristischen Besonderheiten dieser Wesenserscheinungen hinaus, die sich in den Urbildern und im archetypischen Sein des Menschen offenbaren, wird das Ganze der Natur als ein einziger monadischer Ideenorganismus erlebt, dessen Erscheinungsstufen durch die Metamorphosen miteinander verbunden sind.

»Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgetan. Alles, was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee . . .«* So steigt vor Goethes reiner Beobachtung des »ewig Einen« die Natur zum erstenmal wieder als Wesenheit, ja als Gottheit auf⁴).

In der Faustdichtung erscheint der göttlichen Natur gegenüber der erkennende Mensch im »Höhlengleichnis der modernen Menschheit«⁵).

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.

Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt stauenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen . . .

Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime, tiefe Wunder öffnen sich.

Goethe**

* Naturw. Schr. Bd. IV, S. 379.

** Faust I, Monolog Wald und Höhle (Artemis), Bd. V, S. 244.

Hier haben wir bereits den großen Wendepunkt des Menschheitsbewußtseins durch Goethe erreicht. Die reine Wahrnehmung führt zur Wesenserkenntnis der Natur und des Menschen⁵).

Denn die Natur ist aller Meister Meister!
Sie zeigt uns erst den Geist der Geister.
Goethe*

»Die Natur gehört sich selbst an, Wesen dem Wesen; der Mensch gehört ihr, sie dem Menschen.« Goethe**

Mit diesen Formulierungen ist ein Selbsterkenntnisakt im Wahrnehmungsbereich bezeichnet, durch welchen die Wahrnehmung wie das Wahrgenommene eine vollkommen neue Bedeutung gewinnen⁶).

Die Geistesaugen haben »mit den Augen des Leibes in stetem Bunde zu wirken«, das ist es, was ein *Sehen des Sehens* bewirkt. Dieses *Geistesauge* ist es nun, was das Sinnes-Chaos zu einem Sinneskosmos gestaltet, das den Wahrnehmungsgegenstand zum Phänomenon jener Kräfte macht, denen *es* seine Entstehung verdankt. Diesem schauenden Blick präsentiert jede empirische Pflanze die Urpflanze, jedes Tier den Typus, jeder Organismus das Urbild, durch das er von innen heraus verstanden werden kann. So wurde Goethes Morphologie eine geisteswissenschaftliche Naturanschauung, bei der der Naturgeist in der reinen Wahrnehmung selber als Lehrer die Lehre gab. Mit dieser Natur- und Weltanschauung stand Goethe einer Wissenschaftslehre gegenüber, die ja gerade der Wahrnehmung und dem Denken alle innere Kraft absprach.

Da nach der gültigen Wissenschaftslehre das Denken als das subjektiv beschränkte Spekulationsbild der Psyche aufgefaßt wird, dem nur hypothetische Bedeutung zugemessen werden kann, erhält von dieser Seite die Goethesche Morphologie keine Stütze, im Gegenteil. Wenn die Goethesche Sinnes- und Wahrnehmungslehre (Morphologie) Bestand haben sollte, dann bedurfte sie der erkenntnistheoretischen Begründung, die zu dem Goetheschen »die Sinne trügen nicht« ein »das Denken trägt nicht« hinzufügte.

Rudolf Steiner hat durch seine Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung der Morphologie erst die Wissenschaftsgrundlage bereitet. Der Wahrnehmung der äußeren Erscheinungen entspricht im Inneren die Wahrnehmung des Gedankens. Beide werden »beobachtet«, und zwar von einer Bewußtseinsinstanz, die ihrem Wesen nach zugleich über »subjektiver« Innenwelt und äußerer »Objektwelt« steht. Wird nun das bisher als bloß subjektiv aufgefaßte Denken einem inneren Beobachtungsprozeß unterworfen, so erhebt es sich selbst als geistiges Objekt vor dem inneren Auge.

* »Künstlers Apotheose«, Insel, Bd. 8, S. 259.

** Naturw. Schr. Bd. II, S. 57; (»Vorschlag zur Güte«).

Wir können jetzt im Hinblick auf die Wahrnehmung der Phänomene umgekehrt sagen: Der Beobachtung des Denkens steht auf der Sinneseite das Denken des Phänomens (ein Sehen mit geistigem Auge) gegenüber. Das den Denkprozeß *beobachtende* »Ich« wird erst zum wahren objektiven *Denker*, zum Erkennen der Ideenwirklichkeit. Das den Sinnesprozeß *denkend* erfassende Ich wird dagegen erst zum wahren Beobachter der Natur, zum Schauer der Naturgeistigkeit. Im inneren Wahrnehmungsprozeß wird der Gedanke als echtes Objekt erfaßt, im Sinneswahrnehmungsprozeß das Phänomen als Ausdruck eines in ihm wirkenden und schaffenden Wesens (Weltsubjekt)⁶). Damit ist das Wesen der Morphologie in Einheit mit ihrer erkenntnistheoretischen Begründung ausgesprochen.

Das Wesen der Gestalt

Bei der Betrachtung des Gestaltwesens eröffnet sich eine ganze Fragenreihe: Was bedeutet die menschliche Gestalt im Ganzen der Welt, innerhalb der Naturbildungen und Naturformen? Wie erscheint die menschliche Gestalt gegenüber dem Mineralreich, dem Pflanzenreich und vor allem gegenüber der Tierwelt? Zuletzt, wie stellt sich das Gestalterlebnis im Menschen selbst als Ausdruck der geistigen Physiognomie seines eigenen Wesens dar?⁷*

Das Menschenbild der Griechen zeigt die Gestalt des betenden Knaben mit erhobenen Händen in tiefer »Inspirationsstellung«, völlig in kosmischer Orientierung. Der Naturphilosoph erlebt den Menschen »Anthropos« als den nach oben Schauenden.

Unter allen »Gestalten« der Natur ist diejenige des Menschen die vollkommenste. Nur beim Menschen können wir im eigentlichen Sinne des Wortes von Gestalt sprechen, insofern das Gestaltete sprachlich mit dem »Gestellten« verwandt ist und bereits die aufrechte Haltung ausspricht⁷).

Die Gestalt des Menschen ist die Gestalt aller Gestalten. Den Formen und Gebilden der Natur verleiht sie, indem sie den Maßstab gibt, die ihnen zukommende Bedeutung.

Sie steigt hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt.
Mir erschien sie in Jugend – in Frauengestalt.

Goethe**

* Vergl. Karl Julius Schröder und Rudolf Steiner: »Einleitungen in Goethes Naturw. Schriften«, Bd. I, S. IV; S. X f.–S. XIX f.

** Pandora Bd. 6, S. 430 (Artemis)

In der Pandora hat Goethe das Wesen der Gestalt, die alle Naturformen in sich einschließt, dargestellt. In diesem Sinne geht Goethes gesamte Morphologie, die als Wissenschaft mineralogische, botanische, zoologische und meteorologische Gegenstände behandelt, vom umfassendsten Objekte, von der Menschengestalt, aus. Das Urbild des Menschen ist es, das aus allen Naturscheinungen die Maßstäblichkeit, den Gehalt und die Bedeutung herausstreuen läßt. Dies hat Goethe vor allem in der Dichtung aufs deutlichste ausgesprochen. Pandora offenbart dieses umfassende Wesen menschlich göttlicher Gestalt⁸). In ihr ist die Gesamtnatur lebendig.

- »Sie zog die Welt auf ihren Pfaden nach sich her.«
- »Gewundne Riesenblumen, Füllhorn jegliche.«
- »Den reichen Kelchen mutiges Gewild entquoll.«
- »Das Reh, zu fliehen; es zu verfolgen, sprang der Leu.«

Wer Pandora erkennt, erkennt die Allnatur – und erkennt damit erst ganz sich selbst. So spricht Epimetheus:

Der Allbegabten wußt' ich nichts zu geben mehr;
Die Schönste, die Geschmückteste, die meine war's!
Ich gab mich selbst ihr, gab mich mir zum erstenmal!

Dies höchste Gestaltwesen Pandora, das in sich zugleich die mythisch göttlichen Kräfte der Artemis-Persephone trägt, führt uns zu dem geistigen Urbilderhintergrund der Goetheschen Morphologie. Es offenbart sich durch die Metamorphosen auf allen Naturstufen, um zuletzt im vollbewußt erfaßten Menschenbild zu gipfeln. Dieser Ausgangspunkt und dieses Ziel charakterisieren das Ganze der Goetheschen Morphologie. Gestalt schließt immer die höchste, lebendig geistige Gestaltung ein.

Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleicht der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel. Metamorphose der Pflanzen*

Dies heilige Rätsel und geheime Gesetz bezieht sich hier auf das Pflanzenurbild, die Urpflanze, die allen Pflanzen zugrunde liegt, die auch geistig ideell im Menschenwesen lebt – »denn wodurch könnten wir bei der Mannigfaltigkeit der Formen auf den ersten Blick erkennen, daß diese oder jene Bildung eine Pflanze sei, wenn nicht das Urbild in uns lebte« (Goethe)* *. Das »heilige Rätsel« der Metamorphose und der Morphologie bezieht sich

* Gedichte (Artemis) Bd. I, S. 203.

** Palermo, 17. April 1787.

also im tiefsten Sinne auf uns selbst – auf das Vermögen des Menschen, die Urbilder aller Natur, die Urgestalten in sich selbst zu erleben und exakt zu erfassen.

Die allgemeine Bedeutung des Begriffes »Gestalt« ist es, die ihn gerade für die Wesenserfassung des Menschen selbst so geeignet macht, denn er schließt alle Gestaltung der Natur im Umkreis des Menschen ein.

Als Goethe die »Gestaltlehre«, die Morphologie begründete, betrachtete er die ganze Natur vom Menschen her für den Menschen. Von der menschlichen Gestalt her sind alle Seinsstufen in ihren Bildeprinzipien verständlich. Nur bedurfte er für die Anschauung dieser großen Natureinheit eines umfassenden Wandlungsgesetzes der Bildung und Umbildung organischer »Naturen«.

»Betrachten wir alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort Bildung sowohl von dem Hervorgebrachten als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt».*

Um die Gestaltwesen der Natur in ihrem großen Zusammenhang zu erleben, muß zu der zeitlos ewigen Uridee des Seins das Anschauungsvermögen für den zeitlichen Bildeprozeß methodisch entwickelt werden. Diesen Weg hat Goethe in seiner Metamorphosenlehre beschrritten. Das Pflanzenreich gab ihm dabei in seinem jahreszeitlich periodischen Zyklus das vollkommenste Forschungsfeld ab; die *Metamorphosenlehre* war ihm darüber hinaus der methodische Schlüssel für die Beobachtung des Werdens aller Natur und des Menschen. »Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Tieren, bis zum Menschen und bei diesem auch. Je vollkommener, je weniger Fähigkeit, aus einer Form in die andere überzugehen.«**

Metamorphosengesetz und Urbilderlebnis sind das dynamische Instrumentarium der Goetheschen Morphologie, in der Mensch und Welt eine Einheit bilden.

In Natur- und Kunstanschauung findet sich die morphologische Methode. Reihen werden aufgestellt, die den Lebensprozeß in Kunst und Natur als Ganzheit, als Organon verstehen lehren, Reihen, in denen die Lebensprozesse durchgehend menschenkundlich erscheinen.

Solch eine Reihe findet sich in den »Noten und Abhandlungen zum Divan«, in der Goethe wichtige Teile einer »Organischen Poetik« im Sinne der

* Naturw. Schr., Bd. I; S. 8f.

** Goethes Gespräche nach Biedermann, Wiesbaden 1815, S. 1033.

Morphologie darstellt. Es werden »Gestaltstufen« zwischen »Form« und »Stoff« beschrieben und damit die Durchgangphasen der Metamorphose bezeichnet.*

»Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die *Form*, den *Stoff* gibt ihm die Welt nur allzu freigebig, der *Gehalt* entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewußtlos begegnen beide einander und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehöre. Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht sein und hier wird Besonnenheit gefordert, *daß Form, Stoff und Gehalt sich zueinander schicken*, sich ineinanderfügen, sich einander durchdringen.« Die Reihe: »Form«, »Gehalt«, »Stoff« begegnet uns in ähnlicher Folge immer wieder, z. B. in dem Gedicht »Dauer im Wechsel«. Da drückt Goethe ebenfalls aus, wie sich Gehalt und Form in der menschlichen Natur wirksam erweisen.

Den Gehalt in deinem Busen
und die Form in deinem Geist.**

Und weiter aus »Sprüche in Prosa«: »Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat, und die Form ist ein Geheimnis der Meister.« (Naturw. Schr., Bd. IV, S. 500; Sprüche in Prosa, Nr. 838).

Nun ist es leicht möglich, die Reihe zu vervollständigen, indem wir im Sinne der bestehenden polaren Beziehungen den Begriff der Gestalt als »den Komplex des Daseins eines wirklichen Wesens, als festgestellt, abgeschlossen und in seinem Charakter fixiert« und den Begriff der »Bildung, bei der alles in steter Bewegung schwanke«, hinzufügen. Wir gelangen dann im Sinne Goethes zu folgender Funktionsreihe, die uns Aufschluß über die Kräfteverwirklichung der ganzen Natur gibt:

Form
Gestalt
Gehalt
Bildung
Stoff

Abb. IA: *Metamorphosenreihe*

* Noten und Abhandlungen zum »Divan« (Artemis), Bd. III; S. 470.

** Gedichte (Artemis), Bd. I, S. 513.

Für eine »Begriffsmorphologie« ergibt sich aus dieser Reihe die ganze Naturstufung, wenn wir die Polarität Geist – Natur, die im ganzen Werke Goethes eine so umfassende Rolle spielt, einbeziehen.



Abb. IB: *Metamorphosenreihe vervollständigt.*

In den Begriffen Geist und Natur erscheint uns die Polarität des gesamten Weltwesens ausgesprochen. Form und Stoff stellen die Kräftepolarität des mineralischen Seins dar. Die Form offenbart sich im reinen Kristall, der Stoff in der amorphen Masse. Gestalt und Bildung repräsentieren gemeinsam das Reich des Lebens.

Der Gestaltbegriff im Wirkensbereich der seelisch-geistigen Formkraft beschreibt die Gestalt als *Raumfunktion*. Bildung dagegen umschreibt ein Gestalthaftes, das in der Zeit erst heranreift und sich wachsend bildet.

Tritt in einem Naturwesen die Bildung im zeitlichen Werden stark hervor und bleibt dabei die den Raum ergreifende Gestaltdynamik mehr verhüllt, wirkt also mit der Überbetonung des Wachstums vorwiegend die Bildekraft, dann haben wir es mit der physisch-ätherischen Erscheinung der Pflanze zu tun. Tritt die Gestaltfunktion gegenüber der Bildung stärker hervor, dann erscheint das Formelement mehr seelenleiblich, tierische Typen bildend.

Zuletzt der Gehalt, der geheimnisvolle Begriff, durch welchen Goethe die vollkommene Mitte unserer Begriffsreihe charakterisiert. Im Gehalt liegt

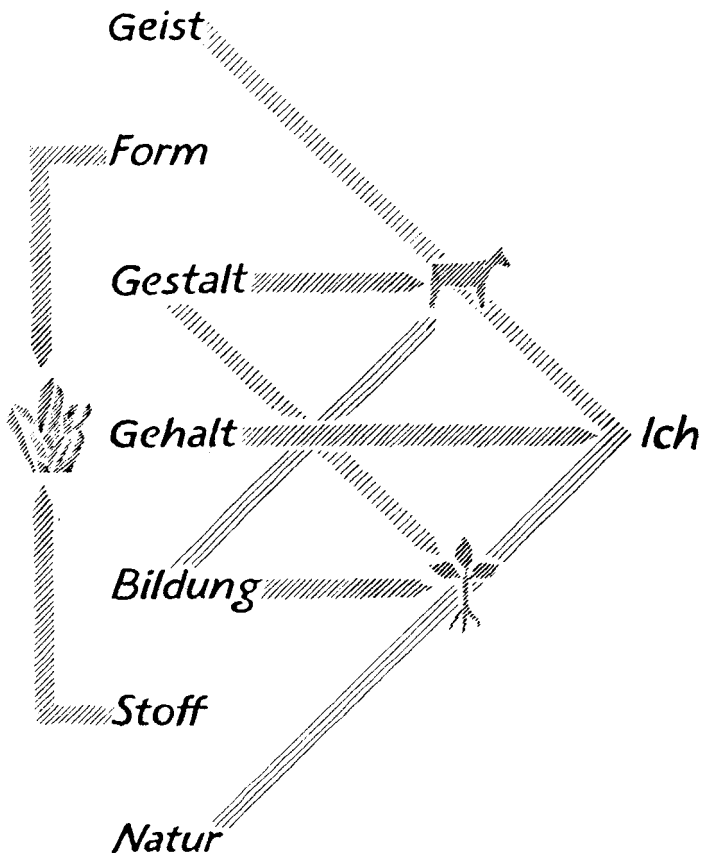


Abb. 2 *Metamorphosenreihe* (Naturreiche).

die Steigerung der Folge der ganzen Reihe. Dieser Begriff birgt das Geheimnis des Menschseins, die Qualitätssphäre, in welcher das Ich zu erscheinen vermag, die individualisierte Welt als Kraft im Zentrum des Seins.

Der *Gehalt* steht mit der Polarität Natur und Geist in einem unmittelbaren trinitarischen Verhältnis. Indem Natur und Geist in ihrer vollkommenen sinnlich-übersinnlichen Polarität die gesamte Welteinheit umschließen, ist durch sie die Morphé des Alls gegeben. Für beide gibt es zunächst keine Faßbarkeit, sie sind völlig allgemein und unendlich, aber im Gehalt haben sie sich individualisiert, zu Wirklichkeit und Gegenwart gesteigert. Nur in

der organischen Zentralsphäre des Herzens kann ihre Unendlichkeit in der Erlebniskraft des Ichs zusammengefaßt werden⁹⁾.

Letztlich können wir sagen, dies alles – Geist, Form, Gestalt, Gehalt, Bildung, Stoff, Natur – ist ja der ganze Mensch. Aller dieser Stufen bedarf er zur Verkörperung seines Ichs und zur Verwandlung der Welt.

Wenn wir die Gestaltlehre Goethes so verstehen, wird es uns deutlich, wie durch ihn die Wendung von einer Wissenschaft als bloßer Stoffkunde zu einer Wissenschaft als Wesenskunde eingeleitet worden ist¹⁰⁾.

Mit dem Ganzen der menschlichen Gestalt hat man sich bisher noch viel zu wenig beschäftigt. Wo es geschah, wagte man nicht, entschieden genug den vollen Wesensgehalt der Natur- und Geisteskräfte des Menschen als Einheit zu fassen, sondern man verhartete mehr oder weniger bei der Beschreibung der Teile und Funktionen¹¹⁾.

Vor allem für die Medizin ist der Gesichtspunkt der Gestalt, wie wir ihn hier gefaßt haben, noch kaum erschlossen worden. Morphologie als Grundlage von Anatomie und Pathologie reicht meist nur bis zur Formbetrachtung einzelner Organbereiche, geht aber selten von der Gestalt als Einheit und Ganzheit aus, die dann bis in die Organsysteme und zuletzt erst in die Formdifferenzierung zelliger Gefüge zu verfolgen wäre. Mit dem vollgehaltlichen Begriff der Gestalt ist der Mensch über die Naturreiche in den Kosmos hereingestellt, so wie die Kunstgestalt des antiken Menschen als Götterbild erscheint.

Bei der Betrachtung der aufrechten Haltung erscheint uns die Einheit des geistigen Vermögens mit der gefügigen physischen Organisation, deren sich der Mensch viel zu wenig bewußt ist. Die Aufrechtheit der menschlichen Gestalt, die in der organischen Welt den Vorrang über alle Gestalten einnimmt, ist das Realsymbol der geistigen Würde.

Vom Goetheschen Begriff des Typus zum organischen Prinzip der Dreigliederung des Menschen – Die Lehre von der Metamorphose –

Die menschliche Gestalt tritt in alle ihre Rechte und das übrige fällt mir wie Lumpen vom Leibe. Ich habe ein Princip gefunden, das mich wie ein ariadnischer Faden durch die Labyrinth der menschlichen Bildung durchführen wird. Goethe*

Von der Betrachtung der Gestalt aus hat sich uns zugleich die Methode der Goetheschen Morphologie erschlossen. Goethe betrachtet die Natur in allen

* An Frau von Stein, 25. August 1787.

ihren Stufen und Formen, um über das Wesen des Menschen Licht zu bekommen. Im Aufsatz über den Granit rührt er an die Urentwicklung des menschlichen Herzens¹²). In seinem Naturgedicht »Die Metamorphose der Pflanzen« regt Goethe zugleich im Miterleben die Empfindung eigener Entwicklungsgesetze an.

Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,
Überall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug:
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt!

Goethe *

Mit der geistigen Wahrnehmung des Typus, der über der gesamten Tierwelt steht, ist Goethe schon dem Menschenbild nahe, indem er diesen im Interesse einer neu zu begründenden morphologisch-vergleichenden Anatomie von der gattungsgebundenen Einseitigkeit mehr und mehr befreit und ihm die allgemeine Gültigkeit verleiht. Der Typus muß über jeder Einseitigkeit tierischer Bildung stehen, wenn von ihm aus jede der tausendfältigen »Verirrungen« der Arten untereinander vergleichbar werden soll. Er ist ein Urbild, das im geistig-schauenden Menschen der Tierwelt gegenüber lebt. Wir dürfen im Sinne Goethes sagen: »Denn wodurch könnten wir bei der Mannigfaltigkeit der Formen auf den ersten Blick erkennen, daß diese oder jene Bildung . . . ein Tier sei . . .«** Vom Typus aus gewinnt die schrankenlose Mannigfaltigkeit tierischer Formen ihre Einheit »Tierwelt«.

Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur! Du fühlst dich fähig,
ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwung,
nachzudenken. Hier stehe nun still . . . Metamorphose der Tiere***

Die Erfahrung, daß die Metamorphosengesetzmäßigkeit für alles Leben gilt unter Einschluß des Menschen, läßt uns mit Goethe auf die bedeutendsten morphologischen Entdeckungen über das Wesen des Menschen hoffen.

»Hätten wir aber nötig gehabt, uns durch die Betrachtung der Pflanzen- und Insekten-Metamorphose herauf zu winden, wenn wir nicht hoffen könnten, dadurch auch über die Gestalt der vollkommeneren Tiere einigen Aufschluß zu erhalten?«**** Hier gibt uns Goethes Ausdrucksweise schon die Richtung seines Forschens und Suchens, bei der er das letzte Motiv

* Naturw. Schr., Bd. I; S. 97ff.

** An Herder, 17. Mai 1787, Ital. Reise, Briefe.

*** Gedichte (Artemis), Bd. I, S. 12.

**** Naturw. Schr., Bd. I, S. 12.

durchaus verschweigt, und zwar im Sinne des Gültigkeitsbereichs der Metamorphose bis zum Menschen selbst. Hier liegt das bedeutendste Problem der morphologischen Forschung Goethes, über das wir von ihm nie eindeutig Aufschluß erhalten, und doch können wir kraft der Überschau über das Ganze des vorliegenden Materials den Schlußstein in den Bogen einfügen: Die Metamorphosen-Gesetzmäßigkeit reicht bis herauf zum Menschen: Durch sie erhalten alle anderen Metamorphosen erst ihren Sinn:

»Es ist immer nur dieselbe Metamorphose oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatt eine Blume, eine Rose, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt . . .«¹³)*

Wie weit Goethe die Metamorphose in der Dichtung auch zu entwickeln vermochte, auf dem Felde der Naturerkenntnis hatte er zuerst seine Entdeckungen zu sichern. Der Metamorphosengang bei Tier und Mensch forderte zuerst die Prüfung des organisch Gemeinsamen. Diese Prüfung führte zur Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen. Die vergleichend-anatomische Forschung vor Goethe hatte beim Menschen den Zwischenkieferknochen nicht gefunden und hatte in diesem scheinbaren Mangel das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zwischen Tier und Mensch konstatiert.

Jetzt erst erscheint über der organischen Metamorphosenreihe des «höchsten Geschöpfes höchster Gedanke», der Entwicklungsgedanke selber. Die schaffende, verbindende und verwandelnde Entität bei der Metamorphose ist die Idee, die sich auf den verschiedensten Stufen realisiert. Sie leuchtet durch die Erscheinungen als »Urgestein«, als »Urpflanze«, als »Typus« und erscheint schließlich als Entelechie**.

Der nahe Zusammenhang tierischer und menschlicher Organisation verbietet es Goethe aber, vom Urtier zu sprechen. Er faßt seinen Begriff höher, wenn er den Ausdruck »Urtier« meidet und Typus setzt. Er erkennt das Wesen, »worin die Gestalten sämtlicher Tiere der Möglichkeit nach enthalten« sind.***

»Die Tierwelt ist eigentlich der auseinandergebreitete ganze Mensch.« Dieser Okensche Satz charakterisiert durchaus auch das Verhältnis Goethes zu Tierwelt und Mensch. Goethe stellt zunächst klar, daß die Organik des Menschen mit derjenigen der höheren Tiere identisch ist. Um aber das Wesen des Menschen zu erfassen, muß eine Metamorphose aufgesucht werden in dem Bereich, in dem das »höchste Geschöpf« den »höchsten Gedanken«

* Gespräche (Artemis, Bd. 22) S. 674 (Falk).

** Entelechie = Wesenskern des Menschen; gr. ἐντελέχεια = vollkommene Wirksamkeit.

*** Naturw. Schr., Bd. I; S. XXXIX.

denkt: »Alle Metamorphosen in der Natur machen den Menschen aus«. Wenn wir daher den Typus als den urbildlichen Organismus der Tierwelt im Goetheschen Sinne näher betrachten, so verlieren wir dabei nichts vom Menschen – ganz im Gegenteil: Der Typus als reine Ideenerfahrung ist selbst das über allem tierischen Sein schwebende Urbild des Menschen. »Die Erfahrung muß uns vorerst die Teile lehren, die allen Tieren gemein sind, und worin diese Teile verschieden sind. Die Idee muß über dem Ganzen walten und auf eine genetische Weise das allgemeine Bild abziehen . . . Schon aus der allgemeinen Idee eines Typus folgt, daß kein einzelnes Tier als ein solcher Vergleichungskanon aufgestellt werden könne; kein einzelnes kann Muster des Ganzen sein.«*

Der Typus aber, der über aller Kreatur steht, ist von Goethe in folgender Weise umschrieben worden:

»Alle einigermaßen entwickelten Geschöpfe zeigen schon am äußeren Gebäude drei Hauptabteilungen. Man betrachte die vollendeten Insekten! Ihr Körper besteht in drei Teilen, welche verschiedene Lebensfunktionen ausüben, durch ihre Verbindung untereinander und Wirkung aufeinander die organische Existenz auf einer hohen Stufe darstellen. – Diese drei Teile sind das Haupt, der Mittel- und Hinterteil; die Hilfsorgane findet man unter verschiedenen Umständen an ihnen befestigt. – Das Haupt ist seinem Platze nach immer vorn, ist der Versammlungsort der abgesonderten Sinne und enthält die regierenden Sinneswerkzeuge in einem oder mehreren Nervenknotten, die wir Gehirn zu nennen pflegen, verbunden. – Der mittlere Teil enthält die Organe des inneren Lebensantriebes und einer immer fortdauernden Bewegung nach außen . . . Der hinterste Teil enthält die Organe der Nahrung und Fortpflanzung, sowie der gröberen Absonderung. – Sind nun die genannten drei Teile getrennt und oft nur durch fadenartige Röhren verbunden, so zeigt dies einen vollkommenen Zustand an ** . . .«

Noch an anderer Stelle findet sich diese Gliederung bei Goethe dargestellt, nämlich in den Fragmenten zur Anatomie und Zoologie:

»Allgemeinste Einteilung des Typus

Haupt, Rumpf, Extremitäten.

Haupt: Hauptsitz der Sinne und Sensibilität, Konzentration der Lebenskräfte, Führung, Leitung, Beherrschung des Ganzen. Immer oben, oder vorn . . .

Rumpf: Dreierlei Systeme von Kräften enthaltend. Lebensantrieb, Ernährung, Erzeugung.

* Naturw. Schr., Bd. I, S. 244.

** Ebenda, S. 245.

Extremitäten: Besser Hilfsorgane. Adminicula, untere Kinnlade, Arme, Beine.

Rechtfertigung dieser Einteilung durch die Ausarbeitung«¹⁴)*.

Zuletzt sei als drittes Zeugnis für die Gliederung des Typus eine Notiz aus den »Paralipomena« der naturwissenschaftlichen Schriften angeführt:

»Drei Systeme im organischen einigermäßen vollkommenen Wesen.

Das empfangende, herrschende.

Das bewegende.

Das nährende, fortpflanzende.

Das empfangende Haupt:

Sowohl der obere Teil der Sinne, als der untere durch die Empfänglichkeit für Speise und Trank.

Die bewegende Brust:

Innerlich durch Herz und Lunge, äußerlich durch Arme, Flügel, Beine.

Der ernährende Unterleib:

Sowohl indem er das empfangene mitteilt, als die fortpflanzenden Teile in sich enthält.«**

Hier hat Goethe die Gliederung des Typus bereits klar als *Dreigliederung*, wie sie erstmalig von Rudolf Steiner 1917 beschrieben wurde, dargestellt. Obwohl diese Typusdarstellungen eindeutig auf die menschliche Gestalt zutreffen (Arme!), hält sich Goethe zurück, diesen Bezug besonders hervorzuheben. Er vermeidet es, in der Typuscharakteristik Unterschiede zwischen Mensch und Tier zu machen. Man hat den Eindruck, daß er das Menschenbild völlig in der Sphäre des Urbildlichen zurückhält (wo es mit dem Typus ideell eine Einheit bildet), um der Mannigfaltigkeit der Gattungen unter der geheimen Leitung des Typus gerecht zu werden. Das Goethe-Wort: »Der Mensch belehrt die Organe, während die Tiere durch ihre Organe belehrt werden«¹⁵), offenbart sein Geheimnis. Der Mensch ist nicht als Typus gefragt, er ist »ein Bild des eigenen Geistes«***, während das Tier als »Typus« in seiner elementarischen und organischen Unterordnung bestimmt ist.

Das Goethesche Gestaltgesetz (Morphologie) – oder wie wir im Hinblick auf den Menschen mit Rudolf Steiner sagen können – die Organordnung der

* Naturw. Schr. (Artemis), Fragmente, Bd. XVII., S. 422 ff.

** Naturw. Schr. (Insel), Bs. 16, S. 659.

*** Naturw. Schr., vergl. Bd. I, S. 247 f.; 252, 2.

Dreigliederung lautet: Die Glieder des Organismus Haupt, Brust, Stoffwechsellorganismus stehen in einer Weise in einem Harmonieverhältnis zu einander, »daß keinem Teil etwas zugelegt werden könne, ohne daß einem anderen dagegen etwas abgezogen werde und umgekehrt«.*

In dieser geistigen Harmonie der Teile liegt die grenzenlose Mannigfaltigkeit und Willkür der tierischen Erscheinungswelt wie auch die Einseitigkeit und physiologische Gebundenheit der Tierarten. »Hier sind die Schranken der tierischen Natur, in welchen sich die *bildende Kraft* auf die wunderbarste und beinahe auf die willkürlichste Weise zu bewegen scheint, ohne daß sie im mindesten fähig wäre, den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überspringen . . . Wir wollen ihn [den Leitfaden des Typus] an der Form prüfen, um ihn nachher auch bei den Kräften brauchen zu können.«

Es folgen nun noch weitere für unsere Studie wesentliche Hinweise: »Allgemeine Idee zu einem Typus:

Rumpf, Rückgrat, Brustgrat.

Länge und Stärke des ersten.

Kürze und Weiche des zweiten.

Kopf oberer Teil.

Eigentliche Existenzbase des Lebens, unter sich zusammenhängend.

Hilfsmittel des Lebens: Untere Kinnlade, Arme, Füße.«

Wir fragen, warum Goethe nicht eindeutiger Typus und Dreigliedrigkeit als Einheit aufgefaßt hat. Auf seinem Forschungsweg mußte der Typus als ideelle Wirklichkeit über Tier und menschlicher Organisation stehen, weil in den einzelnen Geschöpfen einzelne Teile gewissermaßen unsichtbar bleiben und nur durch den »geistigen Punkt der Vergleichung«, der über beiden steht, erfaßt werden können, denn »wir dürfen behaupten, daß der Knochenbau aller Säugetiere, um vorerst nicht weiter zu gehen, nicht allein im Ganzen nach einerlei Muster und Begriff gebildet ist, sondern daß auch die einzelnen Teile in einem jeden Geschöpfe sich befinden und nur oft durch Gestalt, Maß, Richtung, genaue Verbindung mit anderen Teilen unserem Auge entrückt und nur unserem Verstande sichtbar bleiben. Alle Teile, ich wiederhole es, sind bei einem jeden Tiere gegenwärtig; aber jener Begriff ist der Ariadneische Faden. Geben und Entziehen. Allgemeines Gesetz der Bildung.«** Immer wieder sind es Einzelheiten menschlicher oder tierischer Bildung, die Goethe veranlassen, den Typus über Mensch und Tier zu stellen, wenn zum Beispiel beim Mensch der Zwischenkieferknochen schein-

* Naturw. Schr., vergl. Bd. I, S. 247 f.; 252, 2.

** W. A., Bd. 77, S. 202, Paralipomenon 205.

bar verschwindet oder ursprünglich getrennte Knochen (Schläfen und Felsenbein) miteinander verschmolzen erscheinen. So gelangt Goethe aus der Ebene der Detailbetrachtung zu dem Urteil: » Wir können den Menschen nicht als das Urbild der Tiere, die Tiere nicht als das Urbild des Menschen anschauen.«* Wie nahe er dem reinen Typus in der Menschensphäre allerdings ist, beweisen gleich die folgenden Sätze, wo Goethe auf die Anatomie des menschlichen Körpers hinweist, die aller vergleichenden Anatomie zugrunde gelegt wurde, und wo er sagt: » . . . daß sich bei den übrigen Säugetieren alle diejenigen Teile finden, woraus der menschliche Körper besteht.«** Dennoch sucht Goethe zunächst ein allgemeines Bild des Typus, welchem der Mensch ebenfalls untergeordnet sein soll, denn der Typus soll auch jene Besonderheiten einschließen, die selbst beim Menschen einen gewissen Grad von Spezifität erreichen. Aus diesem Grunde sucht Goethe nach einem »Urbild, nach welchem alles künftig Beobachtete verglichen . . . werden könnte. Sowenig der Mensch als irgend ein Tier kann der Typus sein.«*** Diese Notiz, wie alle skizzenhaften Aufzeichnungen zur Metamorphose der Tiere, sollte nicht statisch aufgefaßt werden, denn wirklich tritt ja gerade beim Menschen der Typus als Gliederung durchaus ideell hervor und will in seiner Bedeutung ideell verstanden werden, das heißt aber, daß er sich in der bloßen Gestalthaftigkeit immer nur mehr oder weniger verwirklicht.

Das Wesentliche bei den mannigfaltigen Erscheinungen und Formen liegt nicht so sehr in der nach außen gekehrten Verschiedenartigkeit als vielmehr in dem bei aller Einseitigkeit tierischer Bildung konsequent waltenden Balancement der dreigliedrigen Grundorganisation. Denn wenn ein Glied immer nur auf Kosten eines anderen Gliedes verstärkt ausgebildet werden kann, so verschwindet zwar das Urbild des Typus in der Erscheinung, bleibt aber in der Funktion in voller Herrschaft. Die Einseitigkeit der tierischen Organisation fordert ihre lebensnotwendige Ergänzung durch die elementaren Sphären der Natur. (Der Fisch ist auf das Wasser bezogen, der Vogel auf die Luft, der Wurm auf die Erde.) Der Mensch jedoch steht über den Elementen. Ein Organismus tritt um so vollkommener in Erscheinung, je harmonischer das organische Balancement der Kräfte erscheint, je vollkommener er sich in der Harmonie seiner Glieder in sich selbst ausbildet und sichtbar wird, »ein Bild des eigenen Geistes«.

»Daher entspringt aus der völligen Entschiedenheit der *Glieder* die Würde der vollkommensten Tiere und *besonders des Menschen*. Hier hat in der regelmäßigsten Organisation alles bestimmte Form, Stelle, Zahl, und was

* Ebenda.

** W. A. Bd. 77, S. 202, Paralipomenon 205.

*** W. A. Paralipomenon 204.

auch die mannigfaltige Tätigkeit des Lebens für Abweichungen hervorbringen mag, wird das Ganze sich immer wieder in sein Gleichgewicht stellen.«¹⁶⁾*

Die von Goethe eingeleitete Methode morphologischer Naturbetrachtung konnte nicht bei der »Gestalt« stehenbleiben, sondern sie war erst wirklichkeitsgemäß erfüllt mit der genauen Gliederung sowohl der organischen Bildungen als auch ihrer Funktionen, die Rudolf Steiner mit der Erkenntnis der »Dreigliederung des Menschen« in ihr Ziel führte. Metamorphosenlehre und Morphologie bildeten den Weg.

Wir beschließen unsere Typusbetrachtung mit dem Hinweis auf das Erkenntnisprinzip, das Goethe immer wieder antönt, daß der Mensch als ein »Bild des eigenen Geistes« unter der organischen Verwendung der Kräfte nach innen jenes allgemeine Prinzip auch für die Tierwelt verwirklicht. Schlüssig wird für die Phänomenologie Goethes der Zusammenhang erst, wenn das vollkommene Prinzip der Gliederung als Dreigliederung im Sinne Rudolf Steiners in die Morphologie des Typus eintritt.

Der Mensch, der das Urbild erfaßt und es mit sinnlichen wie mit geistigen Augen schaut, trägt es auch als Organisationsprinzip in sich selber, sonst könnte er es in der Natur nicht erkennen.

»Durch alle diese Betrachtungen steigen wir zuletzt zum Menschen herauf, und es wird die Frage sein, ob und wann wir den Menschen auf der höchsten Stufe der Organisation antreffen. Hoffentlich wird uns unser Faden durch dieses Labyrinth durch bringen und uns auch über die verschiedenen Abweichungen der menschlichen Gestalt und zuletzt über die schönste Organisation Aufschlüsse geben.«**

* Naturw. Schr., Bd. I, S. 248

** Goethes Naturw. Schr., Bd. I, S. 252.

¹⁾ Rudolf Steiner bringt in seinem Buch »Von Seelenrätseln« die erste systematische Darstellung der Dreigliederung des Menschen. Von jetzt an beherrscht diese morphologische Erkenntnis das Vortragswerk Rudolf Steiners, wo er das Menschenbild in sozialen, pädagogischen und medizinischen Themen behandelt.

²⁾ Rudolf Steiner: Das Kleinkind ist ein Sinneswesen. Vgl. auch »Die Erziehung des Kindes vom Gesichtspunkt der Geisteswissenschaft« und »Allgemeine Menschenkunde«, »Die geistig-seelischen Grundkräfte der Erziehungskunst« (GA 305).

³⁾ Goethe realisiert in seiner Lebenshygiene das Evangelienwort des Lukas (XI, 34–36): »Das Licht des Leibes ist dein Auge. Und wenn dein Auge klar und rein ist, wird auch dein ganzes Leibessein erleuchtet sein. Ist aber dein Auge trübe, so ist auch dein Leibessein von Finsternis erfüllt. Gib also acht, daß nicht in dir das Licht in Finsternis verwandelt wird. Und wenn dein Leibeswesen ganz und gar erleuchtet ist, so daß die Finsternis keinen Raum mehr darin hat, so wird in dir ein volles Leuchten sein, als ob ein heller Blick dich ganz und gar durchhellt« (aus der Evangelienübersetzung von Lic. E. Bock).

-
- 4) Goethe war sich seiner Gotteswahrnehmung voll bewußt, wenn er schreibt: »Betrachten wir das alles genauer, so hätten wir es kürzer, bequemer und vielleicht gründlicher, wenn wir eingestünden, daß wir, um das Vorhandene zu betrachten, eine vorhergegangene Tätigkeit zugeben müssen und daß, wenn wir uns eine Tätigkeit denken wollen, wir derselben ein sckhlich Element unterlegen, worauf sie wirken konnte, und daß wir zuletzt diese Tätigkeit mit dieser Unterlage als immerfort zusammenbestehend und ewig gleichzeitig vorhanden denken müssen. Dieses Ungeheure personifiziert, tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf alle Weise aufgefördert sind« (Naturw. Schr. Bd. I. S. 119f.).
- 5) Vergleich zwischen Platos und Goethes »Höhlengleichnis«. »Da wo Plato im Griechentum steht, da steht Goethe innerhalb des fünften nachatlantischen Zeitraums« (Rudolf Steiner). Vgl. »Goetheanismus, ein Umwandlungsimpuls und Auferstehungsgedanke«. Morphologische Wissenschaft ist schon Kunst. »Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im allgemeinen, im überschwenglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem Behandelten erweisen. . . Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblickes, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann« (Goethe, Naturw. Schr. Bd. I, S. 127 f.).
- 6) » . . . alle Seelenkräfte in Anpruch nehmen. Man dachte nicht, daß man nach der Sondernung wieder verkünden müsse, daß man Vernunft und Sinnlichkeit zum Einklang zu rufen habe« (Goethe, Naturw. Schr. Bd. 4, S. 374, Anm. f.).
- 7) Die »Gestalt« eines Naturgegenstandes und das Interesse, das wir an der Gestalt nehmen, führt uns in den Forschungsbereich der Morphologie, die von Goethe als Methode begründet worden ist. Lat. »Forma« bedeutet in unserem wissenschaftlichen Sprachgebrauch Gestalt, nicht »Form«, mit welcher wir ausschließlich regelhafte, gesetzhafte »Formen« bezeichnen. Man hat daher von geometrischen Formen und von lebendigen Gestalten zu sprechen. Für die Tiergestalt hat Goethe den Begriff Typus gewählt. (τύπος = Schlag, Eindruck; ἐντυπῶ = ich präge, bilde. Goethe über das Wesen der Gestalt: »Der Deutsche hat für den Komplex des Daseins eines wirklichen Wesens das Wort Gestalt. Er abstrahiert bei diesem Ausdruck von dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zusammengehöriges festgestellt, abgeschlossen und in seinem Charakter fixiert sei.« (Naturw. Schr. Bd. I, S. 8).
- 8) Der Gestaltwesenheit Pandora entspricht auch die Gestalt der Panthalis im Faust II.
- 9) Über das Wesen des Gehaltes als dem dynamischen Begriff der Qualität der Ichnatur, die Goethe mehr verhüllt als offenbart, werden wir im Fortgang der morphologischen Darstellungen immer wieder zu sprechen haben.
- 10) Hochbedeutende Beiträge in der hier verfolgten Richtung, das Wesen der Gestalt zu erforschen, hat C. G. Carus gegeben, besonders in seinem Werke »Von den Urteilen des Knochen- und Schalengerüstes«, »Physis, Geschichte des leiblichen Lebens«, und vor allem in seiner »Symbolik der menschlichen Gestalt«.
- 11) In sehr positiver Weise setzt sich Benninghoff-Goertler mit der Gestalt auseinander. Aber auch hier erscheint sie noch als bloße Komposition der Teile. Die Zelle wird bereits als Einheit aufgefaßt, die ein Ganzes aufbauen soll. Deutlich wird immerhin die Notwendigkeit einer Ganzheitsbetrachtung hingestellt.
- 12) Goethe in seinem Aufsatz über den Granit: » . . . und so wird jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß ich den Kreis der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leiden-

schaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtungen und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung, zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt . . .« (Naturw. Schr. Bd. IV, S. 586).

- ¹³⁾ »Als mir im Jahre 1788 der Begriff der Pflanzenmetamorphose deutlich aufging, wollte ich demselben nicht lange nachhängen, ohne daß mir dasselbe Gesetz auch bei den übrigen organischen Wesen aufzufinden gelingen sollte« (Goethes Naturw. Schr. Sophienausg. Bd. 13, Paralip 23).

Die Metamorphose ist bei Goethe ein durch die Naturreiche fließend hindurchgehendes Prinzip: »Aperçu der Pflanzenmetamorphose, insofern sie successiv und doch simultan ist. Metamorphose der Insekten, die uns durch Succession auffallend ist. Anwendung auf die Mammalien. Hier wird uns das Simultane höchst bedeutend, vorzüglich durch Subordination der Teile. Identität der Teile ist nicht schwer zu bemerken. Man beschau die Rückensäule des Tiers; von der letzten Schwanzphalange bis zum obersten Halswirbel findet man Übergang aus Übergang. Der Atlas deutet durch seine Figur auf eine Schale, auf ein aufzunehmendes Gefäß. Daß die drei hintersten Knochen des Schädels aus Wirbelknochen abzuleiten seien, läßt sich mit Augen des Leibes gar wohl erkennen« (Goethes Naturw. Schr. Sophienausg. Bd. 13, Paralip 21).

- ¹⁴⁾ Es folgen nun noch weitere für unsere Studie wesentliche Hinweise: »Allgemeine Idee zu einem Typus:

Rumpf, Rückgrat, Brustgrat.
Länge und Stärke des ersten,
Kürze und Weiche des zweiten.
Kopf, oberer Teil.

N. B. Eigentliche Existenzbase des Lebens, unter sich zusammenhängend. Hilfsmittel des Lebens: Untere Kinnlade, Arme, Füße.«

- ¹⁵⁾ Wir haben hier frei nach Goethes letztem Brief zitiert. Es lautet dort: »Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen wieder zu belehren.«

- ¹⁶⁾ Der Begriff »Dreieinigkeit« deutet auf Einheit, der Begriff »Dreifaltigkeit« auf Vielheit. Beide Begriffsfunktionen sind im Begriffe »Dreigliederung« enthalten, denn Gliederung ist Vielheit in der Einheit im Gegensatz zu einer nur äußerlichen Dreiteilung.

V. Der rhythmische Organismus*

Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein beharrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervortut? Und selbst wenn es dir schwer würde, diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohltätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugnis gibt.**

Alle organischen Bewegungen manifestieren sich durch Diastolen und Systolen
Goethe***

Die gesamte Morphologie wird sich einst auflösen lassen in eine ideelle Rhythmologie.
C. L. Schleich****

Der Rhythmus

Es gibt wohl kein Erlebnis im Reich des lebendigen Seins, das uns so elementar begegnet, wie dasjenige des Rhythmus. Man kann sagen, das Erlebnis des Rhythmus ist das Erlebnis des Lebens. Demjenigen aber, der sich über dieses Lebensphänomen Klarheit zu schaffen sucht, wird es sehr schwer, mit seinem Bewußtsein in diesem Reich vorzudringen.

Rhythmus***** begegnet uns als Funktionsform der Lebensabläufe so allgemein, daß die Frage: was ist Rhythmus? geradezu Verlegenheit oder sogar Verwirrung auslösen muß.

Die Seinsordnungen, in die wir selbst am tiefsten eingebettet leben, werden uns am wenigsten bewußt. Ist nicht unser ganzes Leben auf Rhythmus veranlagt, ein steter Fluß rhythmischer Prozesse in unendlicher Wiederho-

* aus Teil II des Buches »Der dreigliedrige Mensch«, 3. Auflage 1992 von Dr. Lothar Vogel.

** Wilhelm Meister, Wanderjahre (Insel), Bd. 2, S. 712.

*** Naturw. Schr. Bd. IV, S. 598

**** C. L. Schleich, Von der Seele, S. 22.

***** Rhythmus = Zeitmaß, Ebenmaß; ρυθμός, von ρέω = fließen.

lung – in kaum merkbarer Wandlung, der unser Lebenserlebnis, unsere Lebenserwartung, unser Vertrauen und Hoffen trägt? Unser Einschlafen und Erwachen, unser Arbeiten und Ermüden, unser Hungern und unsere Sättigung, unser Ein- und Ausatmen, der Pulsschlag unseres Blutlebens und alles dasjenige, was wir unbewußt als Lebensrhythmus erleben, vollzieht sich in diesem wiederholendlichen, unmerkbar sich wandelnden Geschehen, dessen geheimnisvolles Steigen, Fallen und wieder Anfluten das Leben ausmacht.

Alle Entwicklung im Lebensbereich der Erde ist rhythmisches Geschehen. Rhythmus ist daher nicht Wiederholung des ewig Gleichen. Jedes Momentbild des Lebensablaufs ist Teil eines rhythmischen Flusses fortschreitender Verwandlungen. Aber so vertraut unserem Miterleben dieses Geschehen ist, weil wir eben mitten darinnen stehen, so schwer wird es uns, die Frage zu beantworten, was der Rhythmus ist! Mit dieser Frage treten wir in ein Allerinnerstes des lebendigen Seins ein.

Goethe war in seinem Streben nach Naturerkenntnis der erste Rhythmusforscher, denn seine ganze Methodik richtete sich auf Erforschung rhythmischer Entwicklungsphänomene. Die Metamorphosenlehre ist durchaus Rhythmuslehre. Goethe war sich des Wagnisses seiner Methodik, das Leben lebensgemäß – d. h. aus der Dynamik des Rhythmischen heraus – zu erfassen, voll bewußt. Er sagt: »Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose, zerstört das Wissen, löst es auf.«*

Da die lebendige Natur in Rhythmen lebt, kann sie nur durch eine *Verwandlungslehre*, die dem Fluß des Lebens selber folgt, wesenhaft verstanden werden. Aber in diesem *fließenden Erkennen* löst sich alles abgegrenzte, starre Faktenwissen auf, es wird vernichtet.

Dem Dichter, der in der Ideenwelt lebt und der in diesem Bereich schöpferisch frei und ungebunden gestaltet, wird es nicht schwer, »wie die Natur« selber im lebendigen Prozesse zu empfinden und zu wirken. – Dem isolierten und isolierend wirkenden Verstande aber zerfällt die sinnlich erfahrbare Welt in Raum- und Zeitelemente, die der Künstler der Idee und dem Leben gemäß vereint.

Gleiches fordert Goethe letztlich aber auch vom wahren Naturforscher: »Die Schwierigkeit, Idee und Erfahrung miteinander zu verbinden, erscheint sehr hinderlich bei aller Naturforschung; die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt; daher ist in der Idee Simultanes und Sukzessives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung hingegen immer getrennt, und eine Naturwir-

* Naturw. Schr., Bd. I, S. 124.

kung, die wir der Idee gemäß als simultan und sukzessiv zugleich denken sollen, scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen. Der Verstand kann nicht vereint denken, was die Sinnlichkeit ihm gesondert überlieferte, und so bleibt der Widerstreit zwischen Aufgefaßtem und Ideeiertem immerfort unaufgelöst.« (Goethe*)

Der isolierte Verstand kann die Lebenseinheit, in der die Ideenwirklichkeit selber zum Ausdruck kommt, nicht fassen; die Welt fällt ihm in Stücken auseinander. Eine solche Naturwirkung, die wir der Idee gemäß als simultan und sukzessiv zugleich zu denken haben, ist der Rhythmus.

Der Rhythmus ist naturhaft und ideenhaft zugleich; er enthält die Spannung der wirkenden Urpolarität von Raum und Zeit, die zwar erlebt, aber in der Verstandeserfahrung zunächst nicht nachvollzogen werden kann. Der Verstand, der sich immer für das Erfassen des Raumes oder der Zeit entscheiden muß, ergibt nur noch ein quantitativ errechnetes Schattenbild eines ursprünglich einheitlichen Lebensgeschehens.

Für unsere Betrachtung ist die Goethesche Problemstellung so fruchtbar, weil sie uns als Schlüssel zum Verständnis desjenigen dienen kann, was als Prozeß allen Metamorphosen, ja was dem Rhythmus überhaupt wesentlich als Raum-Zeit-Geschehen zugrunde liegt. Die Naturforschung ist in Zeit und Raum beschränkt. Goethe löst diese Beschränkung auf, indem er Zeit und Raum nicht als starre Begriffe weiterführt, sondern von vornherein Raum und Zeit als Ergebnis von Prozessen zu verstehen sucht. Der Raum als Prozeß ist das *Simultane*, d. h. ein Sein in der Gleichzeitigkeit. Zeit dagegen ist das *Sukzessive* – ein Sein in raumverändernder Folge. Diese polaren Funktionsbegriffe des Simultanen und des Sukzessiven sagen also mehr aus als »Zeit« und »Raum«. Sie durchdringen einander prozessual. Das Leben selber (im Sinne Goethes die schaffende Idee) bewegt sich rhythmisch zwischen den Polen, die es selber schafft und durch die es sich wieder aus der Erscheinung zurückzieht. Raum-Zeit-Durchdringung ist das Leben im organischen Sein. Reine Zeit ist Ewigkeit. Reiner Raum der Tod (absolute Physis). Der Rhythmus stellt die Durchdringung beider Seinskräfte im Organischen her, da in ihm – nach Goethes Worten – das Räumliche und Zeitliche innigst verbunden ist, ja sogar als Einheit erscheint. Er ist so im irdischen Sein der Verwirklicher des Geistigen, des Ideellen.

Lassen wir uns nun vom Rhythmusphänomen als dem dynamischen Ausdruck des Lebens selber weiterführen, so müssen wir zunächst fragen, wie Räumlichkeit und Zeitlichkeit entstehen. Es wird uns leicht zu beobachten, wie sich Räumlichkeit bildet. Sie erscheint unmittelbar vor unseren Augen, wir betasten sie mit unseren Händen, sie lebt in unserer Vorstellung. Wenn

* Naturw. Schr., Bd. I, S. 117 ff.

in dem Kugelgallert eines Radiolarienkeimes das dauerhafte Gittergerüst des Kieselskeletts erscheint, dann steht als Resultat ein meßbares Raumgefüge vor unseren Augen.

Doch es war der Zeitorganismus, der Zeitleib¹⁾, der den raumbildenden Formkräften entgegenkam, ihnen die lebendige Matrix darbot und die Lebenskräfte im Dienste der Gestaltbildung opferte. Der Natur des Ätherischen, wie es sich uns im protoplasmatischen Lymphstrom als raum- und gestaltverneinender Proteus erwies, der aber gerade darum fähig ist, alle Gestaltbildung mit Leben zu erfüllen, wäre es angemessener, rein im Zeitfluß in ewiger Wandlung zu strömen. *Der Ätherleib selber ist der Zeitleib, der in uns im Werden, Wachsen und Verwandeln das Zeiterlebnis bewirkt.*

Näher unserem Bewußtsein, unserem sinnlichen Erfassen steht der Raumbildner, er ist mit unserer Seelentätigkeit identisch; der astralische Leib. Hat sich uns der ätherische Leib am reinsten in der formverneinenden Lymphe, im Protoplasma offenbart, so tritt uns der astralische Leib nirgends ausgeprägter entgegen als in der Formgestalt und in der Funktion des Nervensystems. *Raumbildender Formprozeß und Lebensfülle spendender Zeitprozeß* stehen uns jetzt als klare Polarität gegenüber. Die materielle Grundlage dieser raum- und zeitschaffenden Funktionen ist wesenlos, und die äußere Wahrnehmung allein vermag uns über ihre Natur kaum Aufschluß zu geben. Astralisches und Ätherisches sind geistiger Natur, sie müssen, wo auch immer sie im Lebensprozeß wirkend erscheinen, als geistige Kräfte erkannt und gewürdigt werden.²⁾

Im Organismus konstituieren sie als Polarität die Einheit des Lebens in ihren simultan wirkenden (Raum und Körper schaffenden) und in ihren sukzessiven (im Zeitstrom als Lebensbildekraft wirkenden) Prozessen. Diese Wesenskräfte durchdringen einander in den verschiedenen Organbereichen und Organprozessen in einer jeweils charakteristischen Weise, wobei die hier oder da vorherrschende Wirkung des einen Pols nie ohne die Mitwirkung des anderen zu finden ist. Solange das Leben währt, lassen die Pole bei noch entschiedener Herrschaft ätherischer oder astralischer Wirkung nie die entsprechende Gegenkraft vermissen. Astralische Raumkräftewirkungen verdichten – lebensätherische Zeitkräftewirkungen lösen wieder auf. Diese systolisch-diastolischen Urfunktionen wogen im Wechselleben gegeneinander auf und ab. Wenn wir die verdichtenden und die lösenden Kräfte als regelmäßig einander ablösende Wirkungen annehmen, dann kommen wir zu einer Folge, die sich im Bild der Sinuskurve darstellen läßt. Unregelmäßige, von zufälligen Einflüssen gestörte Kräftewirkungen führen zur bloßen Oszillation. Beide sind aber noch nicht das, was wir unter Rhythmus zu verstehen haben, wenn wir vom reinsten Zusammenwirken raum-zeitlicher Kräfte ausgehen.

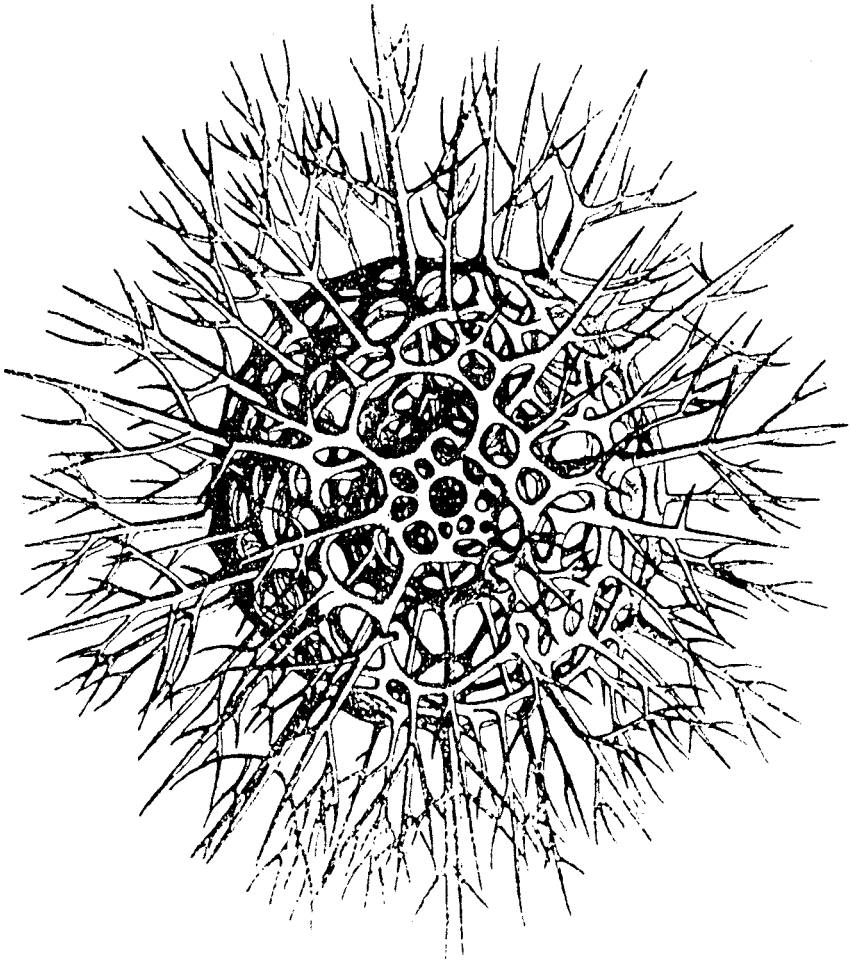


Abb. 105: *Raumgefüge eines Radiolarienskeletts* (nach Haeckel).

Im Organismus findet sich der Rhythmus aus diesem Grunde nicht in den polaren Bereichen. Dies bestätigt sich sowohl bei der Betrachtung der Morphologie als auch bei der Beobachtung der Funktionen. Die räumlich-strukturelle Durchformung des Nervensystems (Überformung gegenüber einem lebendig protoplasmatischen Organeschehen) schließt rhythmische Funk-

tionen nahezu aus, und soweit sie im Bildeprozeß hereingewirkt haben, sind sie hier zur Ruhe gekommen. Die Bewußtseinsfunktionen, die sich auf das Nervensystem stützen, sind gleichfalls nicht rhythmischer Natur. Im Nervensystem hat sich der astralische Leib struktur-(raum-)schaffend mit dem physischen Leib dicht verbunden und dabei, z. B. in den »Pyramidenzellen« der Gehirnrinde, eine fast ans Mineralische grenzende Signatur geschaffen. Bei diesem Grenzprozeß des physisch-astralen Geschehens wird das Ätherische weitgehend frei, aber Rhythmus entsteht nicht.

Am organischen Gegenpol kann ebenfalls nicht von Rhythmus gesprochen werden. Das Organleben ist nahezu vollständig in die ätherischen Funktio-

Die Ich-Organisation der rhythmischen Mitte



Atem-Rhythmus = Ich und Seelenleib



Herz-Rhythmus = Ich und Ätherleib



Aufrichte-Rhythmus = Ich und physischer Leib

Abb. 106

nen eingetaucht. Die Lebenskräfte, die sich hier im Zeitstrom entfalten, strömen zwar in einem flutenden und ebbenden Wechsel, der weitgehend von kosmischen Einflüssen bewirkt wird (es handelt sich um die Periodenströmung, die durch Tag und Nacht, durch terrestrisches und planetarisches Geschehen bewirkt wird), aber diese Gezeiten sprechen mehr den Charakter der Perioden als denjenigen des Rhythmus aus. Der ätherische Chemismus, der in unserem Ernährungssystem waltet, zeigt eine Transformation des Rhythmus, die bis in das Werden und in das Vergehen der Substanz reicht, wobei die kosmisch-außerorganischen Kräfteeinflüsse die Periodik bestimmen. Von der Betrachtung dieser Polarität aus liegt es nahe, den Zeit und Raum schaffenden Wechselprozeß der ätherischen und astralischen Funktionen, wie sie in der organischen Mitte unserer Leiblichkeit einander durchdringen, genauer anzuschauen.

Der Rhythmus der menschlichen Mitte geht nicht von ätherisch-astralen Wechselwogen aus, sondern erhält seine Impulse von einer weiteren Kraft, die bei dem Rhythmusforscher Thrasybulos Georgiades in seinem Buch »Musik und Rhythmus bei den Griechen« in einer suchend-tastenden Umschreibung anklingt: »Rhythmus ist die Kontaktfläche, an der sich das Geistige entzündet«³). In unserem mittleren System greift im Sinne des Goetheschen Gesetzes von Polarität und Steigerung als geistige Entität das Ich an den dynamischen Kontaktflächen des Ätherischen und Astralischen, des formenden und lösenden Gewoges ein⁴). Jede Systole und jede Diastole, jede Ein- und Ausatmung erhält von diesem höchsten menschlichen Geistigen einen Einschlag. Dadurch erst wird die Wechselwirkung des Ätherischen und Astralischen zum Rhythmus, zu einem ganz individuellen, innerlich schicksalhaften Evolutionsprozeß, durch den sich das Ich von Puls zu Puls, von Atemzug zu Atemzug im zeitlich-räumlichen Organprozeß durch Steigerung, Verwandlung und Vertiefung mehr und mehr verwirklicht.

Nicht aus dem bloßen Wechselspiel der polaren ätherisch-astraln Kräfte ergibt sich der Rhythmus, sondern aus der Steigerung, die die menschliche Mitte durch das Eingreifen des Ichs erfährt.

Der Rhythmus in seinen organischen Manifestationen

Alle organischen Bewegungen manifestieren sich durch Diastolen und Systolen. Goethe*

Der Rhythmus ist das Zentralphänomen des dreigliedrigen Organismus. Die Aufgerichtetheit der menschlichen Gestalt, so stellen wir bei der Betrachtung

* Naturw. Schr., Bd. IV, S. 598.

tung der Wirbelsäule fest, ist Ergebnis der harmonischen Dreigliedrigkeit. Jetzt können wir auch sagen: Rhythmus als Icheinschlag in die organischen Prozesse macht die Dreigliedrigkeit überhaupt aus, bewirkt von allem Anfang an ihre Entstehung und führt die menschlichen Funktionen durch alle späteren Entwicklungsstadien.

Die Bildung der Wirbelsäule aus der Chorda dorsalis und dem perichordalen Mesenchym ist ein frühestes Ergebnis rhythmischer Prozesse der Mitte. Die Wirbelsäule als Urskelett geht in ihrer rhythmischen Gliederung der Hauptesbildung und der Gliedmaßenbildung in gleicher Weise voran. Die Segmentation der Nerven wie auch die Gliederungen im Stoffwechsel-Gliedmaßen-System folgen erst der Wirbelgliederung. Vor allem bestätigt sich wieder unsere Auffassung, daß Rhythmus nicht Wiederholung des Gleichen, nicht Gliederung ins Unendliche ist, sondern evolutionäre Folge, Metamorphose aus der Mitte nach oben und nach unten.

Die Tierwelt nimmt an dieser ichhaften Ordnung nicht teil, sondern ist gegenüber dem aus der Mitte heraus organisierten Menschen extrem von den Polen her bestimmt! Das Amphibium zum Beispiel ist in seiner Natur einseitig physisch-ätherisch organisiert, wobei das Nervensystem stark zurücktritt. Die Natur des Vogels zeigt dagegen einen einseitig überastralen Luft-Nervenorganismus. Die Rhythmik beider Gattungen zeigt nun im Blutpuls in sehr interessanter Weise jeweils das polare Gegenbild; nämlich das ätherische Amphibium hat eine langsame Pulsfolge, wie sie vom Nervensystem induziert wird, während der überastralisierte Vogel gewissermaßen den »fliegenden« Puls und die Blutwärmequalitäten des Stoffwechselfoles aufzeigt. Bei beiden wirkt das rhythmische System zwar ausgleichend, aber nicht steigernd; es nimmt bei Wesen, die nicht dreigliedrig organisiert sind, selber lediglich eine polare Stellung ein. Die Tierpolarität Amphibium – Vogel macht deutlich, daß nur in einem harmonisch dreigliedrigen Organismus ein autonomes (ichhaftes) rhythmisches System wirksam sein kann, ja daß allein aus dieser rhythmischen Mitte ein dreigliedriger Organismus hervorgehen konnte. Die Tiere bilden keine Mitte aus, sondern werden von den polaren Kräften beherrscht. Was uns im Tier als Gattung begegnet, das erscheint in ganz verwandter Art beim Menschen als einseitige Konstitution oder direkt als Krankheit.

Nur im dreigliedrigen Menschen findet sich als mittleres System die rhythmische Organisation selbständig ausgebildet. Die Funktionen des rhythmischen Systems durchdringen aber den ganzen Organismus. Der Charakter des Rhythmischen wird dabei in den polaren Gliedern des Organismus, im Stoffwechsel-Gliedmaßen-Bereich wie im Sinnesnervenbereich, verwandelt. Doch bleibt es auch in diesen Sphären rhythmisches System, das von der Mitte aus auf das Ganze übergreift. Die Abwandlung des Blutrhythmusge-

schehens in den polaren Bereichen wird sofort deutlich, wenn wir die Wesensfunktionen des Nervenpols und diejenigen des ernährenden Leibes unmittelbar in jeweiligen besonderen Wirkungen beobachten.

Im Nervenzellensystem vollzieht sich eine Leibesverdichtung, die die Lebensdynamik umformt und zu fast kristallhafter Ruhe konzentriert. Der Lebensprozeß wird »Bild«.

Greift das Nervensystem auf die rhythmische Mitte unserer Organisation über, dann tritt Verlangsamung der Pulsfolge und Verlangsamung der inspiratorisch-expiratorischen Atemfolge ein. Darüber hinaus ist aber zu erkennen, daß es sich nicht nur um eine zeitliche Verlangsamung handelt, die der Rhythmus durch die astrale Nervenfunktion erleidet, sondern daß eine Sin-

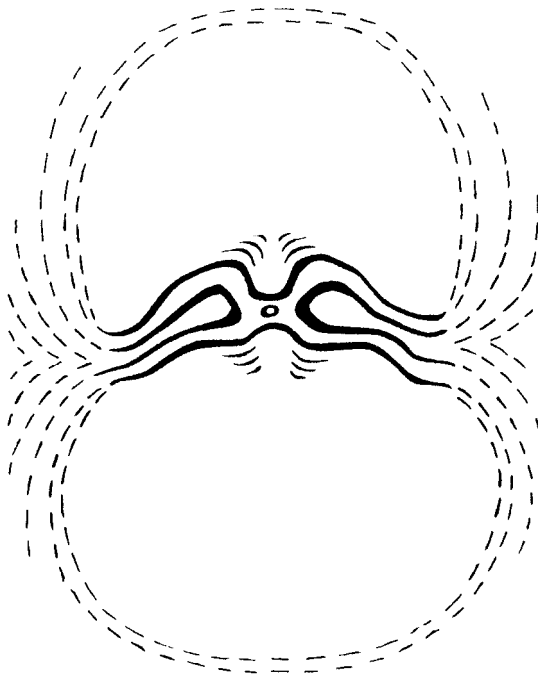


Abb. 107: Die Bildung der *Chorda dorsalis* in der Organismusmitte des embryonalen Keimes – Zentrum der rhythmischen Prozesse. Der obere punktierte Halbkreis stellt den Amnion-Lymphraum dar, der untere die Dottersphäre. In der Mittelzone Einstrom des »extraembryonalen« Mesenchyms (nach Hartmann).

gularisierung, eine Vereinzelnung, gewissermaßen eine Verräumlichung der rhythmischen Impulse eintritt, wobei der Fluß des rhythmischen Geschehens in den Intervallen sogar abreißen kann. Entrhythmisierung tritt ein, und zuletzt wird der Rhythmusstrom möglicherweise bis zum Stillstand gelähmt.

Umgekehrt werden die rhythmischen Wogen, die im Dienste der Lebenserhaltung der Nervenstränge ins Haupt eintreten, geglättet, das heißt weitgehend ihrer Eigendynamik enthoben; denn allein in dem Maße, wie sich die rhythmische Dynamik beruhigt, vermag sich das Wachbewußtsein zu entfalten.

Wir können also im Hinblick auf unsere Hauptesorganisation von abklingendem Rhythmus sprechen.

Ganz andere Kräfte wirken im Bereich der Stoffwechsel-Gliedmaßen-Organisation. In der Leber begegnen wir einer vorwiegenden Nachtfunktion, in der Niere einer Tagesperiodizität, die Milz zeigt annäherungsweise eine Vierstundenperiode und so weiter bis zur Periodik der Generationsorganisation von 28 Tagen beziehungsweise von 280 Tagen des siderischen Mondzyklus der Embryonalzeit (es wäre wesentlich richtiger, nach Nächten zu zählen). Im Gegensatz zum rhythmusstillen Haupte begegnen uns im Ernährungs- und Generationsorganismus unterhalb des Zwerchfelles zyklische und periodische Wiederholungen, an denen wir kosmische Kräfte, kosmische Rhythmen ablesen können, welche in ihrem Einstrom in die unteren Leibzonen unsere Inkarnation und die nächtlich sich erneuernde Regeneration der Lebenskräfte bewirken.

Wenn nun aber der aus kosmischer Periodizität der ernährend-aufbauenden Organe hervorquellende Kräftestrom sich in das mittlere rhythmische System ungehemmt ergießt und womöglich den Eigenrhythmus der Mitte überwältigt, dann setzt beispielsweise eine heftige Beschleunigung des Blutpulses ein.

Sowohl Rhythmusbeschleunigung als auch Rhythmusverlangsamung können für den Menschen Krankheit bedeuten, die er wiederum von der Mitte her überwinden muß.

¹⁾ Rudolf Steiner bezeichnet den ätherischen Leib auch als Zeitleib, (GA 145; GA 214).

²⁾ Hier ist der Ort, wo wir aus der Sache heraus auf die Begriffe »ätherisch« und »ätherischer Leib«, »astral« und »astralischer Leib« eingehen müssen.

Rudolf Steiner schildert den Ätherleib in seiner »Theosophie« (GA 9) folgendermaßen: »Die Äußerungen der Lebenskraft nimmt der Mensch durch die gewöhnlichen Sinne nicht wahr . . . Aber so wenig der Blindgeborene mit Recht die Farben ableugnet, so wenig dürfen die gewöhnlichen Sinne die Lebenskraft ableugnen. Die Farben sind für den Blindgeborenen da, sobald er operiert worden ist; ebenso sind für den Menschen die mannigfaltigen, durch die Lebenskraft geschaffenen Arten der Pflanzen und Tiere, nicht bloß die Individuen, auch als Wahrnehmungen vorhanden, wenn sich ihm das Organ dafür er-

schließt . . . Er nimmt nun nicht mehr bloß die Farben, Gerüche usw. der Lebewesen, sondern das Leben dieser Lebewesen selbst wahr. In jeder Pflanze, in jedem Tier empfindet er außer der physischen Gestalt noch die lebenerfüllte Geistesgestalt. Um einen Ausdruck dafür zu haben, sei diese Geistgestalt der Ätherleib oder Lebensleib genannt.« (S. 317 f.)

»Der Lebensleib ist noch etwas dem Menschen Äußerliches. Mit dem ersten Regen der Empfindung antwortet das Innere selbst auf die Reize der Außenwelt . . . Damit stellt sich zwischen den physischen Leib und den Ätherleib einerseits und die Empfindungsseele andererseits noch ein besonderes Glied der menschlichen Wesenheit hin. Es ist der Seelenleib oder Empfindungsleib . . .« (S. 39f.)

»Der Leib liegt als das größte Gebilde inmitten anderer, die ihn und sich selbst gegenseitig durchdringen. Als eine Lebensform erfüllt den physischen Körper der Ätherleib; an allen Seiten über diesen hinausragend erkennt man den Seelenleib (Astralgestalt),« (S. 33 ff.)

Zum weiteren gründlichen Studium sei besonders auf die »Geheimwissenschaft« verwiesen.

- 3) Thrasybulos Georgiades: »Was ist aber der Rhythmus? Rhythmus ist weder ein Gegenstand wie etwa eine Kunstgattung oder ein Kunstwerk, noch führt er zu einer isolierten Betrachtungsweise, wie etwa der stilistisch-ästhetischen. Was ist aber der Rhythmus? Eine Definition vermag ich nicht zu geben. Schon deswegen nicht, weil Rhythmus nichts ist. Was wir Rhythmus nennen, ist lediglich etwas auf das geistige, d. h. ganzheitliche Sein Hinweisendes . . . Eine Definition des Rhythmus können wir nun nicht geben. Halten wir wenigstens einen wesentlichen Zug fest: Die Kontaktfläche, an der sich das Geistige entzündet, leuchtet uns als Rhythmus auf . . . Am nächsten stehen wir ihm, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß er sich gerade dort verflüchtigt, wo wir ihn fassen wollen: Suchen wir ihn als musikalisches Element, als Ordnung der Töne in der Zeit, so wird er Sprache; suchen wir ihn als Element der Sprache, so wird er Musik; als Zeit – so versteinert er zum festen Körper; als abstraktes Gesetz der Zeitgliederung – so wird er Vers, oder auch Mehrstimmigkeit. Ein Proteus? Eher ein unsichtbarer Gott, der tausenderlei Gestalt annimmt und doch unangreifbar bleibt.« (Musik und Rhythmus bei den Griechen; Hamburg 1958, S. 64 ff.).
- 4) Goethes Gesetz von Polarität und Steigerung als Schlüssel zum Verständnis der Dreigliederungsdynamik: »Die Erfüllung aber, die ihm (dem Proshymnus an die Natur von 1782) fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immer strebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustößen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu können« (Weimar, 24. Mai 1828).

Die Autoren tragen die Verantwortung für ihre Beiträge selbst. Für nicht-verlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Gesamtinhaltsverzeichnis der in »Fragen der Freiheit« erschienenen Beiträge kann angefordert werden.

Vierteljahresschrift »Fragen der Freiheit«
Herausgeber: Seminar für freiheitliche Ordnung e. V.
Begründet durch Diether Vogel †, Heinz-Hartmut Vogel †,
Lothar Vogel †

Redaktion: Fritz Andres % Seminar für freiheitliche Ordnung e.V.

Bezug: Seminar für freiheitliche Ordnung e. V.,
D-73087 Boll, Badstr. 35, Telefon (071 64) 3573

Preis: Jahresabonnement DM 50,—, sfr. 40,—, ö. S. 350,—
Jahresabonnement für Schüler, Studenten und Auszubildende:
DM 30,—, sfr 25,—, ö. S. 220,—
(einschließlich Versandkosten)

Einzelhefte: DM 10,— sfr. 8,—, ö. S. 70,— (zuzügl. Versandkosten)

Wer die steuerlich als gemeinnützig anerkannte Arbeit des Seminars für freiheitliche Ordnung e. V. als *förderndes Mitglied* mit einem Mindestbeitrag von DM 125,— (sfr. 100,—/ ö. S. 900) pro Jahr unterstützt, wird über die Arbeitsergebnisse durch die regelmäßige, *unentgeltliche* Lieferung der »Fragen der Freiheit« informiert.

Sammelmappen: jeweils für 1 Jahr DM 10,—, sfr. 8,—, ö. S. 70,—
zuzügl. Versandkosten. Abonnement möglich

Bank: Kreissparkasse Göppingen Nr. 20011 (BLZ 610 500 00)
Raiffeisenbank Boll Nr. 482 999 004 (BLZ 600 697 66)

Postbank: Frankfurt am Main 26 1404-602 (BLZ 500 100 60)
Schweiz: Postscheckamt Bern 30-30 731/9

Nachdruck, auch auszugsweise, mit Genehmigung des Herausgebers.

Graphische Gestaltung: aus dem Holzschnitt Albrecht Dürers:
Michaels Kampf mit dem Drachen, um 1497/98

Fundstelle des Mottos: aus Goethes Gespräche nach
Biedermann, Dornburg, 29. 4. 1818

ISSN 0015-928 X
Satz: Satzstudio Späth GmbH, 73102 Birenbach
Druck: Druckerei Müller, 73102 Birenbach
Printed in Germany